Auszug aus dem Bibliotheksreglement
des A. D. V.

§ 5. Die Bücher werden **nur** an Mitglieder, in Ausnahmefällen mit Einwilligung des I. Vorstandes auch an Nichtmitglieder ausgeliehen.

§ 6. Die Ausgabe der Bücher findet zu der vom Vereine jeweils festzusetzenden Zeit statt, und ist der Bibliothekar nicht verpflichtet ausserhalb derselben Bücher auszuhändigen, es sei denn in speziellen Fällen zum Zwecke literarischer Arbeiten.

§ 8. An ein und dasselbe Mitglied dürfen nie mehr als 3 Bände zu gleicher Zeit ausgeliehen werden, Ausnahmen gelten wie bei § 6.

§ 9. Das **Weiter**verleihen von Büchern an Nichtmitglieder ist verboten und hat der Zuwiderhandelnde eine Strafe im Betrage von 1 Mark, in Wiederholungsfällen von, je um 1 Mark aufsteigenden Beträgen, zu entrichten.

§ 10. a) Es ist nicht gestattet, Bücher im Allgemeinen länger als 14 Tage, momentan viel begehrte länger als 8 Tage, zu behalten.

b) Ausnahmen gelten auch hier wie bei § 6.

c) Ausserdem kann eine Verlängerung der Lesezeit nur dann verstattet werden, wenn dadurch kein anderes Mitglied benachteiligt wird.

d) Zuwiderhandelnde sind vom Bibliothekar zu mahnen und haben, so sie in spätestens 3 Tagen dieser Aufforderung nicht Folge leisten, eine Strafe von 20 Pf., vom 4. Tage an für jeden weiteren von 10 Pf. zu entrichten.

§ 11. Der Entleiher haftet für jede Beschädigung oder den Verlust entliehener Bücher.

Ein Werk, aus dem ein Band verloren oder erheblich beschädigt wird, muss, sofern der einzelne Band nicht nachgeschafft werden kann, ganz ersetzt werden.

Hermann Bahr.

Dora.

„Chi dice donna,
dice danno, malanno tutto l'anno."
Goldoni.

Berlin.
S. Fischer Verlag.
1893.

Dem großen Künstler

meinem lieben Freunde

Adalbert von Goldschmidt.

Kaltenleutgeben bei Wien,

September 1892.

Inhalt.

Dora.

Eine Wiener Geschichte.

1.

Der Abgeordnete Jan Graf Bludinski hält vor dem schmalen Garten, sieht auf das Haus und überlegt. Hier ist es ohne Zweifel. Die Straße, die Nummer, alles stimmt und da glänzt ja auch in breiten, deutlichen Lettern: Leopold Schlicht, Ingenieur.

Nur — es ist noch etwas früh. Er zieht die Uhr. Eben zwölf. Er kann ganz gut erst noch ein wenig spazieren. Er kennt das Cottage nicht. Es scheint ganz hübsch. Warum soll er da nicht erst noch ein wenig spazieren? Wer weiß, wann er wieder herauskommt! Er geht noch einmal zurück, langsam hinauf, gegen die Feldgasse.

Dann muß er lachen und verspottet sich. Ja, Gründe hat er die Menge, immer, unwiderleglich. Man merkt den Politiker. Aber warum denn nur? Was will er denn eigentlich nur? Gewiß, er kann erst noch eine Stunde spazieren. Aber was dann? Wird es dann weniger unangenehm, nach dieser Stunde? Ist es nicht klüger, die dumme Geschichte lieber gleich zu erledigen,

damit es endlich einmal vorbei ist . . . da es doch einmal beschlossen und entschieden ist? Es giebt ihm ja früher doch keine Ruhe. Und jedenfalls entweder — oder: entweder mutig hinein oder fort, überhaupt fort. Aber nicht wie die Katze um den heißen Brei — möchte gern und trau' mich nicht.

Und er wiederholt noch einmal die ganze Reihe, das Für und Gegen aller Argumente, ob er es wagen oder doch lieber lassen soll.

Er hat auf dem Lande, es ist drei Monate her, die Frau seines besten Freundes verführt und will jetzt in das Haus, hier in dieses Haus, seinen Besuch machen, damit das dann den ganzen Winter ungestört so weiter gehe. Es klingt ganz verrucht. Aber man muß eben die näheren Umstände wissen.

Erstens . . . mit dem besten Freunde ist das nicht so arg. Damals freilich, als sie das gleiche Band, die gleiche Mütze trugen, damals als Korpsbrüder waren sie unzertrennlich, das stimmt. Aber dann, die ganzen langen fünfzehn Jahre, haben sie sich kaum flüchtig gesprochen, kaum recht gesehen. Jeder lebt in seiner Welt. Er wußte noch nicht einmal von seiner Heirat. Immerhin bleibt es natürlich unangenehm — aber was will man thun?

Nämlich — man muß nur auch denken, wie es kam. Er hatte durchaus nicht die Absicht, dazu ist sie auch garnicht die Frau; es hat sich eben so gemacht — wie das schon geht. Er wollte nichts Schlimmes. Er wollte damals nur Ruhe, überhaupt nichts als Ruhe,

Ruhe von der Arbeit, Ruhe von der Stadt und besonders Ruhe vor den Weibern. Darum ist er in den stillen Winkel zwischen den Alpen, in das heimliche Dörfchen hinter Lofer. Aber endlich Ruhe allein . . . gewiß, aber dann, nach ein paar Tagen, möchte man doch natürlich auch wieder ein bischen Vergnügen, nicht immer blos einsam durch die Berge. Da war denn nun das lustige, kleine Ding gerade recht: ein lieber Kerl, wie man sich keinen besseren Kameraden wünschen konnte, immer vergnügt und bei jedem Spaß; auch ganz hübsch, mit dem dünnen, flatterhaften, zappeligen Näschen und dem listigen, flinken, leicht verschüchterten Blick, ganz hübsch, gewiß, aber von keiner heftigen oder gewaltsamen Schönheit, welche seine heiklen und empfindsamen Nerven verstören oder beklemmen könnte, sondern er empfand sie vielmehr wie eine Erholung und Rast von den schönen Frauen; ohne Launen, immer gleich, sehr bequem, gar nicht Dame, eher sogar ein bischen dumm, Aufwand von Geist durfte man sich ersparen; harmlos, gemütlich, kindisch, alles freute sie und nicht im mindesten verwöhnt, blasiert; und rührend dankbar für die billigste, banalste Schmeichelei — ja, damit hat es eigentlich angefangen: er machte ihr den Hof, weil es ihr gar so viel Vergnügen machte; es war zu nett. Wie irgend ein thörichter Backfisch, dem man das erste Mal von Liebe redet: ungläubig und verblüfft, ganz wirr und selig, ängstlich, daß der süße Traum entrinnen möchte, und so stolz, nun endlich auch ihren Roman zu haben, einen richtigen Roman, wie sie in den gelben Büchern

sind, bei den Franzosen. Na und natürlich, wenn so etwas einmal angefangen ist, das geht dann ganz von selber weiter. Sie waren allein. Den Onkel, den alten Botaniker mit der Lupe kann man nicht zählen; auch hätten sie sich sonst gelangweilt.

Später fiel ihm freilich ein, daß es die Frau eines Freundes war. Er nimmt das sonst nicht so genau. Aber immerhin — hier . . . auf dieser Freundschaft lag der ganze Glanz der ersten Jugend und Begeisterung. Nur — was half das jetzt? Jetzt änderte alle Reue nichts mehr.

Er durfte auch nicht übertreiben. Gewiß, er mochte seinen Leibburschen damals sehr gern und Schlicht verdiente es: er war ein prächtiger Junge. Aber nun hat sie das Leben doch längst getrennt. Nun ist das doch alles vorüber, lange vorüber. Er ist nach dem Examen kreuz und quer durch die Welt, coureur d'univers, neugierig bei allen Völkern herum, auf Abenteuer des Geistes und der Sinne, im Genusse lernend und genießend in der Lehre, Dandy, Zigeuner und Dilettant, gern mit der Pose des „guten Europäers", fünf rasche, reiche Jahre, bis er am Ende doch die irren Spiele der feinen Nerven genug und wie Heimweh nach Ernst und Ordnung, nach irgend einem Grate des Lebens bekam, sich in Lemberg für politische Oekonomie habilitierte und, wie er dann dreißig geworden, in's Parlament ging. Einstweilen hat Schlicht seine Straßen und Bahnen gebaut, an der Krems und das ganze bosnische Netz und weiß Gott wo überall, und prügelt sich mit dem

Gemeinderat um seine Stadtbahn; in diesen Debatten wird sein Name oft genannt. Wie, wo sollten sie sich da begegnen? Und was könnten sie sich auch sagen? Bei den Empfängen des Bürgermeisters treffen sie sich noch ab und zu, der mit einer Schwester Bludinski's verheiratet ist. Sie fühlen dann jedes Mal eine laute, herzliche, aufrichtige Freude, aber — wenn er sich ehrlich prüft: nicht zwei Gedanken, keinen Wunsch haben sie heute noch gemein. Was will er also viel mit den großen Pflichten gegen den „Freund"? Am Ende sind diese idealen Wallungen der ersten Jugend auch weiter nichts als schöne Illusionen; man belügt sich angenehm. Er wird sich deswegen heute, nach fünfzehn Jahren, nicht eine Laune versagen. Es wäre doch wirklich ein bischen sehr naiv.

Nein — keine Spur. Es soll ihn nicht genieren. Nur natürlich — er denkt lieber nicht an den Gatten. Warum sich erst unnütz verstimmen? Ja — und jetzt? Wie wird das jetzt?

Auf dem Lande ging es sehr einfach. Der Gatte reiste in England, geschäftlich. Er brauchte nicht an ihn zu denken. Aber jetzt — jetzt ist er hier vor seinem Hause. Er wird ihn sehen. Er wird ihn täglich sehen. Das ist eine unangenehme Wendung. Jemanden so gerade ins Gesicht zu betrügen — er weiß, wie seine kitzlichen Nerven derlei gleich tragisch nehmen. Er hätte es nicht versprechen sollen.

Er hätte es ihr nicht versprechen sollen. Aber das ist diese verdammte Sentimentalität des Abschiedes! Wer kann da widerstehen — auf Thränen und Bitten!

Er hat es sich eigentlich zuerst nur so über den Sommer gedacht. Drei Monate ist auch gerade genug. Eine alte Regel, mitten im Glücke zu brechen, gerade wenn es am besten ist. Aber . . . das sagt sich leicht . . . wenn eine weint und heult und man weiß, sie würde sterben! Und dann auch: er mag lange suchen, bis er bequemeres findet. Gerade was er braucht: die große Leidenschaft, danke, schon lange nicht mehr, — sondern das stille, trauliche, laue Glück, das nicht gleich den ganzen Menschen verschluckt, und mit einer gewissen zuverlässigen, bürgerlichen Solidität der Gefühle . . . so die gemäßigte Zone der Liebe. Und sie bewundert ihn so! Er bildet sich ja deswegen nichts ein. Sie bewundert leicht. Sie bewundert auch ihren Mann. Aber es thut einem doch immer wohl! Sie würde ihm auch wirklich erbarmen: er ist ihr großes Ereignis — sie könnte nicht mehr leben.

Aber nun wird er ihn sehen und — und am Ende hat er ihn wieder sehr gern, wie damals. Das ist das Unangenehme. Er erinnert sich: er mochte damals keinen von den Farbenbrüdern lieber. Vielleicht gerade, weil sie sich so wenig glichen. Er liebte die entschiedene, zuversichtliche Energie seiner einfachen Weise, mit dem blinden Vertrauen auf die eigene Kraft und dem heftigen Drange zur That um jeden Preis. Sie nannten ihn im Scherze den „Herrn von Zielbewußt“: denn „zielbewußt“ war sein drittes Wort. Das träge Behagen der Füchse schonte er wenig. „Arbeiten, arbeiten“, hieß seine Losung. Sie verspotteten ihn gern, aber er im-

ponierte ihnen doch. Er war unermüdlich. Er schwankte nie und ließ sich nicht treiben. Er wußte, was er wollte, und konnte es. Sie hatten großen Respekt. Nur seine Reden konnten ein bischen kürzer sein; er predigte schrecklich, ohne Ende. Aber sie fühlten doch immer, daß es kein leeres Geschwätz, sondern aus dem Grunde einer ehrlichen, braven Natur war . . . Sie werden sich gewiß wieder sehr gut vertragen. Das fürchtet er. Er weiß nicht recht, aber er denkt es sich peinlich.

Man durfte sich eben mit Eheleuten überhaupt nicht befreunden. Nein, es geht mit den verheirateten Freunden nicht. Gefällt einem die Frau nicht, das nehmen sie einem sehr übel. Aber wenn sie einem gefällt, das dann natürlich erst recht! Wie soll man sich da verhalten? Es ist schwer.

Es sind eine Menge Dinge, die ihn verdrießen . . . je länger er sinnt. Er hat auch Sorge, Dora wird sich verraten. Sie ist sehr unbesonnen und thöricht, von Leidenschaft verblendet. Komödie versteht sie gar nicht. Es war schon ein Wunder, daß der alte Botaniker nichts gemerkt hat. Und wenn er denkt, daß es entdeckt werden könnte . . . der Skandal in der Presse und im Parlament . . . man hat ja immer gute Freunde, die schon lange warten — und überhaupt, es wäre sehr zuwider, sehr.

Aber er hätte sich das früher überlegen müssen. Jetzt hat er es schon einmal versprochen. Schlicht weiß es. Er hat ihm einen sehr netten Brief geschrieben. Er erwartet ihn. Was sollte er denken, wenn er auf ein=

mal —? Es hieße, Verdacht geflissentlich reizen. Nein, er kann jetzt nicht mehr zurück. Es muß sein.

Er hat Angst. Er kennt sich. Wenn er es sich noch ein paar Mal beweist, daß es sein muß und nicht anders sein kann, dann geschieht es gewiß nicht. Das ist ein Rätsel seiner Natur: wenn er ganz genau das Vernünftige erwogen hat, dann treibt ihn am Ende eine fremde, aber unwiderstehliche Freude, gerade das Unvernünftige zu thun. Er begreift es nicht. Aber es ist stärker und wie ein tiefer heimlicher Dämon.

Es wird sehr lästig werden. Sicherlich — das heißt, man kann das eigentlich niemals sagen. Manches stellt man sich viel ärger vor, dann auf einmal geht es ganz gemütlich. Er müßte es immerhin erst versuchen. Vielleicht ist es garnicht so schlimm, wie er jetzt denkt. Vielleicht sind es wieder nur seine verdammten Nerven, die alles zerstören. Sie treiben es ja immer so . . . wenn er in ein neues Theater, in ein fremdes Café will, das ist jedes Mal eine Haupt- und Staatsaktion von tausend Zweifeln und Bedenken. Wenn er Verlauf und Ende eines Dinges nicht aus Gewohnheit kennt, das quält ihn heftig und er mag sich nicht entschließen.

Er möchte, daß jetzt über ihn irgendwie entschieden würde, wie immer . . . ganz gleich. Wenn jemand käme — z. B. Schlicht, daß er nicht mehr zurück könnte . . . oder sonst wer, der ihn aufhalten würde, bis es zu spät wäre — so oder so. Aber es müßte irgend etwas mit ihm geschehen, damit er nichts zu thun brauchte.

Er schämt sich, wie feige er ist. Er muß es überwinden. Es wäre doch wirklich eine Schande.

Und plötzlich wendet er sich jäh, hastet die Straße zurück, vor das Thor und schellt. Gott sei Dank! Jetzt muß er.

2.

Dora ist nicht allein. Sie hat Besuch, Frau Nelly Wimböck, von dem bekannten Klavierfabrikanten. Das erleichtert die Sache wesentlich.

Schlicht muß jeden Augenblick kommen. Er geht um zwölf aus dem Büreau. Er freut sich schon sehr.

Vorstellung; ein paar höfliche Phrasen; alles glatt, ruhig und korrekt.

Dora hält sich besser, als er meinte: gelassen, heiter, ganz unbefangen. Die verliebten Blicke und heimlichen Winke von Lofer sind weg. Er ist zufrieden. Seine Lehren sind doch nicht umsonst gewesen.

Aber komisch genug macht es sich, sie so fremd und strenge vor sich zu sehen, die doch lieber gleich in seine Küsse flöge: förmlich und gemessen, in der etwas steifen und gezwungenen Haltung der Provinz aufrecht auf dem Sopha . . . mit gezierten Gesten, wie ein kleines Mädel, das Besuch bei Mama spielt, sehr possierlich.

Sie plaudern allerhand vom Lande und erzählen, wie sie sich kennen gelernt, und von den vielen prächtigen Ausflügen in die Pässe und was es sonst für Leute gab. Harmloses hat ihnen dabei einen heimlichen Sinn und unauffällig mahnen sie sich an manches schöne Glück. Das ist ganz lustig. Einstweilen kann er denken, was er Schlicht sagen wird, wie er sich zu ihm stellen wird. Er fürchtet es jetzt gar nicht mehr.

Aber die Wohnung gefällt ihm nicht recht. Sie ist nicht behaglich. Er durfte ja hier nichts für seinen verzärtelten Geschmack erwarten. Er wußte, daß er zu keinem Künstler, zu keiner Genreuse kommt. Es sind eben einfache Leute. Und eigentlich kann man gar nichts sagen: es ist recht elegant. Was die Tapezierer „Deutsche Renaissance" nennen — reichlich, sauber und tadellos. Nur — nur fühlt man sich wie in einem Hotel. Da könnte ebenso jeder andere wohnen. Man sieht nirgend, wem es gehören muß. Es ist alles da, was gebildete Menschen brauchen; aber es fehlt, was niemand braucht als gerade nur dieser eine, das überflüssige, das diesem einen unentbehrlich ist, die persönliche Marke. Es fehlt der intime Geruch. Und auch: er weiß nicht, woran es liegt, aber die Möbel hängen sozusagen nicht zusammen und wissen sich nicht zu verhalten, eines zum anderen, sondern jedes bleibt verdrossen für sich. Es sind keine Fäden zwischen den Dingen — oder wie man das nennen soll. Sie kümmern sich nicht um einander. Alles hat auch immer gleich aufdringlich einen Zweck, eine Bestimmung, einen Beruf auf der Stirne. Nirgend ist

Spiel und Tand. Und endlich: es gibt eben gewisse Dinge, die man nicht darf: da hängt unter der Rudelsburg mit dem S. C. Monument und unter der Brücke von Brooklyn zwischen Stichen von Edison und Darwin eine mächtige Photographie des Freiherrn von Czedik, des Präsidenten der Staatsbahnen, mit sämtlichen Orden. Nein, das muß sie entschieden anders hängen.

Sonderbar ist diese Frau Wimböck. Nicht mehr ganz jung — aber man bedauert es nicht, es würde auch nichts nützen. Hübsch kann sie nie gewesen sein. Aber vielleicht einmal recht zierlich und graziös; sie hat geschwinde, feine, erwählte Geberden. An dem Mädchen wurde offenbar das Kindliche, Schelmische und Neckische bewundert: das kann sie nun das ganze Leben nicht vergessen. Sie ist jetzt fett und schwer und plump und schnauft und verliert gleich den Atem, aber sie piepst und tänzelt noch immer wie unter vierzehn Jahren. Dabei verzweifelt kokett wie eine alte Jungfer, die es um jeden Preis noch zwingen möchte. Halb Backfisch und halb alte Jungfer, das ganze in jenen gefährlichen Anfängen der Matrone, wo sie alle ein bischen damisch werden — angenehme Mischung: ausgesucht beisammen, was er am wenigsten verträgt. Das einzige, es von der lustigen Seite zu nehmen. Er wird ihr ein bischen den Kopf verdrehen. Verliebt muß sie sich gar gut machen. Sie wartet augenscheinlich nur darauf. Und es lenkt auf alle Fälle den Verdacht von Dora, wenn der Gatte doch vielleicht — man kann nie wissen. Er will gleich beginnen.

Da kommt Schlicht. Er ist noch ganz der Alte, in jedem Zuge. Er hat sich gar nicht verändert. Alles noch ganz ebenso wie damals, das schlichte, glatte Haar in der Mitte gescheitelt, sorgfältig über die Schläfen, ein bischen philisterlich und preußisch, und die große goldene Brille auf den hellen kalten Augen, über dem kurzen harten Hacken der schmalen, scharfen Nase, und alles bestimmt, unzweifelhaft, fest, unwiderruflich, kein Rätsel oder Versteck in der offenen, einfachen und geraden Miene; und laut, breit, umständlich in der Rede, die er gerne hört, mit den großen, dringlichen, lärmenden Geberden; alles unverändert wie damals, nur vielleicht noch etwas ausdrücklicher, absichtlicher und bewußter, indem er jetzt, was er ist, auch spielt. Ein schöner Mann und er weiß es auch und fühlt sich, soweit sich das mit einem ernsten Manne verträgt, der immer seine germanische Würde wahrt.

Er grüßt gleich ganz in der alten Weise, mit der herzlichen Grobheit von damals: „Na, Du bist mir ein schöner Kerl! Du kannst Dich ausstopfen lassen! Schämst Dich nicht? Gehört sich das? Ist das ein Benehmen? Muß man Dich erst durch seine Frau einfangen lassen, daß man Dich endlich erwischt? Und das nennt sich Freund? Pfui Deibel! Aber Sakrament, was wahr ist, ist wahr: Der Herr mit der schönsten Kravatte bist Du noch immer! Daher auch — jetzt geht mir erst ein Licht auf — daher auch die unselige Leidenschaft meiner verblendeten Gattin! Jetzt begreife ich alles!“

Er hat sich hinter Dora gesetzt und zupft sie leise am Ohr und tätschelt ihren Hals. Sie rückt ein bischen. Es ist ihr offenbar nicht angenehm, vor dem anderen. Sie guckt von dem Gatten auf Jan und zurück, neugierig die beiden neben einander zu sehen und heimlich zu vergleichen. Jeder scheint jetzt ganz anders, ungewohnt und fremd.

Schlicht einstweilen unaufhaltsam in einem Zuge weiter: „Aber ich sag' Dir: trau' der Frau nicht. Du wirst Dich blamieren. Laß Dich von mir warnen. Ich kenne sie. Sie macht einem jeden verliebte Augen, aber es steckt nichts dahinter. Sie ist kokett und herzlos."

„Aber Poldi!"

„Na deswegen brauchst nicht gleich rot zu werden, Tschaperl!" Er schlägt sie leicht auf die Wange, leutselig, gnädig, gönnerisch.

Jan schmeckt die Prahlerei nicht recht. Er hat es wirklich nicht nötig, wie ein Pascha zu thun. Als ob es so ganz ausgeschlossen wäre, daß ihr auch einmal ein anderer gefallen könnte! Was diese Ehemänner nur eigentlich denken! Auch sieht es schlecht aus! Der breite schwere Mann mit den großen Füßen neben dem zarten und zerbrechlichen Figürchen! Er findet: Sie passen nicht zusammen, gar nicht. Und es fällt ihm plötzlich ein — wenn er jetzt aufstehen und erklären würde, ganz gelassen und höflich: „Pardon, Du mußt schon entschuldigen, aber die Dame kenne ich besser: wir haben seit drei Monaten ein Verhältnis!" Schade, daß die besten Gedanken immer unausführbar sind. Es geht leider wirklich nicht.

Sie holen alte Erinnerungen, wie es damals gewesen und was seitdem geworden, und manchen verwegenen Streich und was jetzt mit den andern Farbenbrüdern ist. Schlicht weiß alles. Er hat keinen ganz verloren. Es verlohnt die Mühe. Man kann da manches lernen. Aus den berühmten „Blendern“ an Geist und Witz, die eine große Zukunft versprachen, ist meistens nichts geworden. Aber die gewissen stillen, fleißigen und beharrlichen Leute, wenn sie auch nicht das Pulver erfunden haben, sitzen heute fest und warm. Es kommt viel weniger auf das Talent an. Auf Fleiß und Arbeit kommt es an. Er hat es immer gesagt. Jan wird sich erinnern. Arbeiten, arbeiten ohne Rast und unnachgiebig, jeden Tag, jede Stunde, unablässig vorwärts nach dem Ziele. Das ist es. Dem festen Willen und der beharrlichen Kraft gehört die Welt. Alles andere taugt nichts. Anders kommt man heute zu nichts.

Bludinski muß lächeln. Er denkt an sich. Wille und Kraft ist gerade nicht seine starke Seite. Er hat immer so mehr auf gut Glück gelebt, unbekümmert, wie es würde, ohne Sorgen um morgen. Er läßt sich vom Zufall treiben und tragen. Und es ist am Ende doch auch ganz hübsch geworden. Er ist doch heute sozusagen auch etwas. Professor an der Universität, Abgeordneter, Verwaltungsrat, und seine Stimme gilt, wenn er sich irgendwo verwendet, er kriegt nicht so leicht einen Korb; das ist schon auch etwas wert. Es gibt eben mehr als eine Weise, selig zu werden. Er erlaubt sich, das ganz schüchtern zu bemerken.

Er sollte doch wissen, daß es das bei Schlicht nicht gibt. Wenn der einmal eine Meinung hat, dann ist die Sache entschieden und dabei bleibt es. Man kann mit ihm nicht streiten. Er hört einen gar nicht. Und wenn es schon gelingt, einen Einwand zu verlauten, dann schüttelt er nur den Kopf, zwinkert mitleidig und lächelt: „Nein, mein Freund, gar keine Spur! Die Sache ist nämlich die!" Und nun fängt er noch ein Mal von vorne an und wiederholt es noch ein Mal, auch zwei Mal, wenn man nicht gleich Ruhe gibt; und dann ist es erledigt. Für ihn ist alles schon erledigt. Er weiß alles besser. Zweifel, Bedenken kennt er nicht. Kein Widerspruch kann ihn irren, verwirren, weil er nur nach seiner Seite sieht und hört. Jan muß das doch von früher wissen. So ist er immer gewesen.

Jan bedauert nur die arme Frau. Es muß schrecklich sein, wenn man so den ganzen Tag mit Weisheit angestrudelt wird. Aber sie hält sich ganz tapfer. Sie ist doch klüger, als er gemeint hat. Wie geschickt und ungezwungen sie mit ihm spricht und sich in keinem Blick verrät! Er hätte gar nicht gedacht, daß es ihr so leicht würde. Fast könnte es ihn ein bischen verdrießen.

Schlicht schüttelt den Kopf, zwinkert mitleidig und erklärt Bludinski, wie es sich verhält. Gewiß, Jan ist Professor und Abgeordneter und alles mögliche; aber was bedeutet das? Er soll sich nicht täuschen. Er soll nur nicht glauben, daß die Zukunft den Professoren und der Politik gehört. Die Zukunft gehört der Technik. Hinter der ganzen Politik steckt eigentlich nichts. Es

fehlt der Ernst, der sittliche Grund, der positive Wert. Dem Techniker gehört die Zukunft. So ist die Sache.

Von einem anderen wäre es nicht sehr höflich, denkt Bludinski, einem das zu sagen. Aber bei ihm empfindet er es nicht: es kommt so naiv und mit einer solchen Freude an der eigenen Unfehlbarkeit heraus, daß man ihm wirklich nicht bös werden kann. Er wundert sich blos, wie verklärt und begeistert die beiden Frauen lauschen. Dora hat das überhaupt . . . einen ganz unnötigen Respekt vor Sachen, die sie nicht versteht . . . sogar beim botanischen Onkel. Da merkt man eben doch die Provinz; sie ist aus Grieskirchen, die Tochter des Kreisphysikus. Er muß es ihr abgewöhnen. Er wird sie schon erziehen.

Schlicht redet unaufhaltsam. Er entwickelt die Aufgaben der Menschheit. Dann entwickelt er die Aufgaben von Wien. Und da ist er endlich bei seinen Plänen und Entwürfen, da ist er bei seiner Stadtbahn. Seit fünf Jahren kämpft er wie ein Löwe. Dummheit, Niedertracht und Schwäche sind gegen ihn verschworen. Aber er weicht nicht. Er giebt nicht nach. Er wird siegen. Er weiß, daß er siegen muß. Es liegt unvermeidlich im Zwange der Natur, in der Logik der Entwicklung. Der Puls der Geschichte schlägt in seinem Projekt. Er fürchtet keine Intrigue. Ihn beugt keine Tücke und List. Er vertraut. Er wird nicht rasten, bis die Verleumdung und der Neid geworfen und zertreten sind. Er hat es neulich im wissenschaftlichen Klub, bei einem großen Vortrag, der in den nächsten

Tagen als Broschüre erscheint, mit einem feierlichen Eide gelobt. Er wird ihn halten.

Bludinski ist ja ganz einverstanden. Er hält die Stadtbahn für unentbehrlich, längst. Er zweifelt garnicht, daß es früher oder später geschehen muß. Er hört auch den Entwurf von Schlicht allgemein loben. Also wird es ja sicherlich gehen. Er versteht nur nicht diese heftigen und tragischen Accente. Er sagt es Schlicht.

„Mein lieber Freund, Du hast zwar entschieden die schönsten Kravatten, aber von der Stadtbahn hast Du eben doch keine Ahnung.“

Schlicht hat immer solche Einleitungen. Er liebt die feine Ironie. Als Student hat Bludinski das sehr bewundert. Jetzt findet er es eigentlich nicht mehr gar so großartig. Vielleicht geniert es ihn auch vor Dora.

Und Schlicht erklärt es. Er hat es neulich schon in Elterleins Kasino erklärt, bei einem großen Vortrage, der in der letzten Beilage der „Eisenbahnzeitung“ gedruckt ist. Er wird ihm das Heft geben. Man muß freilich eigentlich ein Wiener sein, um es zu verstehen. Man muß für Wien fühlen. Man muß Wien lieben. Das ist es. Denn es handelt sich hier nicht blos um ein wirtschaftliches Bedürfnis, mehr oder minder dringlich und wichtig. Es handelt sich ganz einfach um die Ehre von Wien. Es handelt sich um seine europäische Stellung. Es handelt sich, ob es aus der Liste der lebendigen Städte gestrichen und ein zweites Venedig werden oder auch ferner an der Spitze der Kultur marschieren und sich zu neuer, moderner Schönheit verjüngen

soll. Es handelt sich um die Entscheidung zwischen Wien und Berlin. Stadtbahn oder nicht — das heißt: Neu oder alt, Zukunft oder Vergangenheit, Leben oder Tod. Alle Fragen treffen sich in dieser. Wo immer man beginne, hier muß man enden. Alles kommt von ihr, geht zu ihr. Ein Beispiel: Wenn die Gemeinde sich heut für die Stadtbahn entscheidet, muß sie morgen eine neue Verfassung des Bauamtes schaffen. Mit der alten Form geht es nicht. Sie ist hinfällig und morsch. Das Bauamt hat ja vortreffliche Leute, aber sie können nichts leisten. Der Verkehr muß vom Bau gesondert werden und seine eigene Behörde erhalten, ein besonderes Verkehrs-Amt mit einem besonderen Verkehrsdirektor. Das ist das städtische Ei des Columbus. Er hat es tausend Mal gesagt. Er hat es tausend Mal geschrieben. Und er giebt nicht nach. Er wird schon endlich siegen.

Frau Wimböck geht. Dora begleitet sie hinaus. Bludinski macht Miene, sich auch zu empfehlen. Aber Schlicht läßt ihn nicht. Sie haben sich so lange nicht gesehen! Es thut so wohl, wieder einmal mit einem Freunde zu plaudern!

„Na und was sagst Du eigentlich zu meiner Frau? Gelt? Ja, da kann man wohl seine Freud' haben!“ Und er spitzt pfiffig die Lippen und schnalzt mit der Zunge.

Jan braucht nicht erst eine verlegene Phrase zu suchen. Schlicht verlangt keine Antwort. Er ist schon wieder im Zuge.

„Das muß man eben auch verstehen, mein Lieber! Siehst Du, da heißt es dann: Sie können freilich leicht

lachen, Sie haben halt Glück, so eine Frau findet nicht jeder! Unsinn, sag' ich Dir, lauter Unsinn! Auf die Frau kommt es garnicht an. Die ist dabei ganz gleich. Auf den Mann kommt es an. Der formt und bildet die Frau. Nach ihm wird sie. Man muß es nur richtig verstehen. Ich hätte wen immer heiraten können: ich hätte aus jeder was gemacht — weil ich der Frau meine Natur, meinen Geist, meinen Charakter gebe. Das ist die Kunst. Das muß einer können. Freilich gehört da auch wieder Verstand, Fleiß und Geduld dazu. Es ist keine leichte Arbeit. Aber dann hat man auch ein Geschöpf, an dem man sich freuen, auf das man sich verlassen kann. Und Du glaubst garnicht, wie angenehm das ist, wenn man sich so recht als Herr und König fühlen und sich sagen darf: Das Dingerl da lebt überhaupt nur für Dich und durch Dich! Das ist halt doch was Schönes!"

Es kitzelt Bludinski. Diese Ehemänner sind doch einfach unglaublich. Jeder schwört, daß er, gerade er eine Ausnahme ist, die einzige Ausnahme von dem gemeinen Gesetz. Man müßte es wirklich einmal einem sagen, direkt sagen, in so einem Moment, wenn er gerade recht patzig und aufgeblasen thut. Was der für ein Gesicht machen würde? Es könnte ihn reizen. Ein Glück, daß Dora wiederkommt.

Sie plaudern weiter. Das heißt, Schlicht redet weiter. Noch einmal von der Stadtbahn, noch einmal von der Bildung eines Verkehrsamtes, noch einmal von den großen Pflichten der Gegenwart und Zukunft. Er

bringt allerhand Zeichnungen, Broschüren und Pläne. Und von inneren und äußeren Ringen, von Radien und Centren, von Umwegen und Schleifen, von normalen und sekundären Spuren, und von den eigentlichen Brennpunkten der Wirtschaft, daß Jan ganz wirr und angst wird.

Jan äugelt verstohlen mit Dora und sucht heimlich ihre Hand. Das wenigstens könnte sie ihm schon gewähren. Schlicht würde nichts merken. Aber sie ist scheu und vermeidet es. Er kann ja nichts sagen. Eigentlich hat sie recht und er findet es ganz in der Ordnung. Er hat es ihr selber strenge aufgetragen. Aber etwas weniger behutsam, weniger klug und bedenklich, so gefährlich und unbequem es werden könnte, wäre in diesem Falle weiblicher und mehr im Charakter der Liebe.

Endlich muß er doch fort. Für einen ersten Besuch ist es so schon ziemlich lange. Aber zwischen Freunden, zwischen so alten und vertrauten Freunden! Er wird herzlich eingeladen. Recht oft; je öfter, je lieber; am liebsten jeden Tag. Und nicht langweilig in der Früh, sondern um fünf zum Kaffee und dann muß er den Abend bleiben.

Er verspricht recht bald, recht oft zu kommen. Schlicht begleitet ihn durch den Garten. Er versucht da die Zucht einer neuen Rose; dieses Jahr ist es nicht gelungen. Aber er läßt sich nicht schrecken. Er will es noch einmal versuchen. Es gehört nur Fleiß und

Geduld dazu. Und wenigstens hat er eine Arbeit mehr. Das ist seine Losung. Alles andere heißt nichts.

Wie er wieder in das Haus kommt, hat er eine neue Idee. Er ruft Dora.

Es ist schon länger sein Plan, parlamentarische Verbindungen zu suchen. Man muß überall seine Leute haben. Man weiß nie, wen man morgen brauchen wird. Da ware nun ein ganz hübscher Anfang gemacht. Bludinski könnte ihnen allerhand interessante Menschen bringen — und gerade die Polen; niemand ist brauchbarer als die Polen! Er müßte sich nur wohl bei ihnen fühlen. Man müßte ihm ein bischen schön thun. Diese Herren sind sehr verwöhnt. Eine Frau weiß ja das am besten, wie man so was macht. „Gelt, Tschaperl?“

„Wie Du glaubst,“ sagt Dora.

Bludinski weiß nicht recht, ob er eigentlich zufrieden oder verstimmt ist. Das eine ist sicher: er wird den Freund nicht zu gern haben, so daß es ihre Liebe stören könnte. Die Freundschaft ist nicht mehr gar so arg. Er kann sich nicht verhehlen, daß es im Grunde sogar eine kleine Enttäuschung war. Wenn er denkt, daß das einmal das Ideal seiner Jugend gewesen sein soll, dieser prahlerische, nichtige Gemeinplatz! Aber so darf er sich wenigstens die Reue und das schlechte Gewissen ersparen. Das ist auch was wert.

3.

Es geht famos. Es ist das ideale Verhältnis. Nett, bequem, gemütlich, und eine stille, heitere Unschuld liegt darauf.

Zwei Monate bald und kein Zank, kein Verdruß, keine Störung, nicht eine Stunde. Es ist immer gleich, jeden Tag. Und es ist immer gut und sanft.

Bludinski denkt oft zurück, an die anderen und vergleicht. Vielleicht waren sie lauter, veränderlicher, bunter. Aber niemals hat er sich so gewiß und fest im Glück gefühlt, heimisch und wie eingeboren.

Genau, was er jetzt braucht, der ausgetobt und sechsunddreißig Jahre hat: Ruhe, in milden Tönen, halben Farben, leise Freude und Behagen. Er ist nicht mehr für das Exotische und Extravagante. Die große Leidenschaft hat er satt. Seide, seltene Gerüche, wilde Steine — als junger Mensch thut man es schon einmal nicht anders. Man verdirbt sich bald den Magen. Er ist jetzt für die schlichte, biedere Hausmannskost der Liebe, unverpfeffert und gesund. Er vermeidet die grellen Reize. Sie sind ja gewiß auch nicht ohne Genuß und man kommt sich schrecklich nobel vor, recht an den Nerven zu zerren und zu zupfen. Aber alles zu seiner Zeit. Er kann seine Nerven jetzt besser brauchen. Es wäre auch garnicht mehr möglich. Ein junger Mensch — ja! Der thut

den ganzen Tag sonst nichts, da geht es. Aber darüber ist er heute doch schon hinaus: er sucht und findet im Leben auch noch anderes als Liebe. Er hat seinen Beruf, er hat seine Politik, er hat manche Neigung und Liebhaberei. Die Liebe kommt erst an zweiter Stelle. Und er erkennt auch immer mehr: der rechte Wechsel vieler Widersprüche, von Arbeit und Freude, Ernst und Spiel, ist allein das letzte Geheimnis des Glückes.

Er kommt fast jeden Tag, um halb sechs, sechs, nach der Sitzung, und bleibt zwei, drei Stunden; Sonntag speist er dort. Einmal die Woche ist Schlicht in irgend einer Versammlung und alle zehn Tage verreist er, den Bau seiner ungarischen Bahn inspizieren. Es ist, ob er es nun vom Gemüte aus oder ökonomisch oder gesundheitlich richtet, sehr empfehlenswert und ersprießlich, in jeder Beziehung.

Er fühlt sich sozusagen wie verheiratet, hinter allen Stürmen. Wirklich, das ist es. Sein Leben hat endlich Ordnung und Regel. Er weiß, wohin er gehört. Er läuft nach keinem Abenteuer mehr. Es giebt keine Scenen. Das ewige hin und her der anderen, mit den täglichen Trennungen und Versöhnungen, fehlt. Es geht immer alles gelassen und gleich. Und weil Schlicht ohne Arg ist, merken sie garnicht, daß vielleicht etwas unerlaubtes daran sein könnte.

Natürlich ganz unverstimmt und glatt kann's auch nicht immer bleiben. Mit der Zeit giebt es schon bisweilen kleine Leiden. Er ist selber Schuld. Er quält

sich mutwillig. Er quält sich mit Wünschen, die eben einmal nicht möglich und auch ganz eitel sind.

Da ist zum Beispiel ein albernes Gefühl, das sich nicht verdrängen lassen will: er schämt sich heimlich, daß es so lange dauert. Er würde verzweifeln, wenn es schon aus wäre; aber er empfindet es gemein und bürgerlich, daß es so lange dauert. Sonst war er immer ziemlich unbeständig. Man wird eben alt. Es ist ein schlimmes Zeichen.

Er kommt auch aus allem heraus, nicht gerade aus der Gesellschaft, aber aus dem Zuge der Vergnügen. Sonst hat er keine Première vergessen. Jetzt hockt er immer da draußen. Sonst hat man immer von seinen Verhältnissen gewußt und geredet. Er liebte es, sie zu zeigen. Es ist angenehm, in der Oper oder auf Bällen alle Gucker neidisch nach der Dame gerichtet zu sehen, die einem gehört. Das muß er jetzt entbehren. Die Leute werden sagen: Die schönen Zeiten sind bei dem auch langsam vorbei.

Ihre Liebe könnte überhaupt mehr Wechsel vertragen. Ruhe ist schon gut. Aber endlich hat alles seine Grenzen.

Es kommen trostlose Leute in das Haus: Kollegen aus dem Bureau, junge Streber, an denen Schlicht den Gönner spielt, Macher und Agenten; er mußte schon als Student immer einen Hof von Jasagern und Bewunderern haben. Da wird oft stundenlang nur von Geschäften geredet. Und alles natürlich immer mit der gewissen heimlichen Entrüstung der Techniker, daß der

Kaiser seine Minister noch immer nicht unter den Bahnwächtern wählt.

Auch Nelly Wimböck kommt oft, das mannstolle Frauenzimmer. Die Person macht ihn nervöse. Sie schmeicheln und hofieren ihr: Der Vater, der Hofzuckerbäcker, sitzt im Landesausschuß und der Mann, der bekannte Klavierfabrikant, hat Geld. Aber das geht doch Jan nichts an. Er mag sie nicht. Er verträgt ihre zudringlich lüsterne Art nicht. Dora verteidigt sie. Sie ist eigentlich sehr zu bedauern. Sie möchte gar so gern auch einmal eine Liebe, ein einziges Mal im Leben. Immer liest und überall hört sie davon und nur ihr passiert es nie. Es ist ein Pech, romantisch zu sein, wenn man häßlich ist. Da lachen die Leute. Als ob die Häßlichen nicht ganz solche Gefühle hätten wie die Schönen! Warum soll es denn ihnen nicht erlaubt sein? Es sieht nicht hübsch aus, meint Jan. Uebrigens giebt er ja Dora ganz Recht. Nur fühlt gerade er sich nicht berufen, die Lose des Glückes auszugleichen. Auch ist ihm Nelly noch besonders zuwider, weil sie gar begeistert und verklärt den Tiraden Schlicht's lauscht. Und die verträgt er jetzt mit jedem Tage weniger.

Es ist geradezu entsetzlich. Immer und immer das gleiche, unabänderlich! Immer: Arbeit! Arbeit! Immer: Fleiß, Energie und Geduld! Immer die Stadtbahn! Immer die Trennung des Verkehrs vom Bauamte! Und Jan mag überhaupt das laute Sprechen nicht. Dabei kann Schlicht nie sitzen, sondern muß immer stehen, um schon äußerlich über die anderen zu ragen,

und fuchtelt einem mit geballten Fäusten seine Argumente unter die Nase. Er ist unausstehlich. Er hat gar kein Gefühl, daß einem das einmal zu viel werden könnte. Er hat gar keine Rücksicht, daß man nicht immer gleich aufgelegt ist. Er muß immer hofmeistern und docieren. Gelassenen Tausch von Meinungen und die feine Lust am Suchen, das lieber garnicht finden will, versteht er nicht. Er weiß alles besser. Er will immer bekehren. Manchmal gehen Bludinski doch die Nerven durch: er kann nicht mehr und wird heftig. Schlicht nimmt ihm das nicht weiter übel. Er hat ihn ein für alle Mal in die Rubrik der „hysterischen Männer" gethan. Da darf man es nicht so strenge nehmen.

Besonders über die Weiber streiten sie gern. Es ist zu dumm, daß er das auch besser wissen möchte. Ja, er behauptet gleich: Bludinski kennt blos die Cocotte und versteht die anständige Frau überhaupt nicht. Und Dora sitzt daneben! Man könnte wirklich Lust kriegen, es ihm einmal zu sagen.

Unglaublich, wie er mit so etwas einst Freundschaft halten konnte! Wo hatte er damals nur seine Augen? Sie sind doch durchaus unverträgliche Naturen. Man braucht sie blos nebeneinander zu sehen: Die breite ungeschlachte Biedermeierei des lauten und massiven Schlicht und seinen weichen, geschmeidigen, gerne ein bischen verkünstelten Chic, um den es wie ein verwischter Schimmer von entglittenen Parfümen ist. Jeder Fremde, denkt er, müßte auf den ersten Blick erkennen, daß zwischen ihnen keine Gemeinschaft werden kann.

So stört Schlicht das Glück etwas. Sie könnten ihn entbehren.

Na, aber im Ganzen ist es doch eigentlich recht nett und er möchte es nicht anders. Ewig wird es ja auch nicht dauern. Aber vor der Hand macht es sich sehr gut.

4.

Bludinski ist eben aus dem Bette. Zehn Uhr. Er muß in die Sitzung. Er hastet unwirsch unter den Briefen und Papieren. Er mag den Morgen nicht. Das dumme Wort von der Morgenstunde mit dem Gold im Munde versteht er nicht. Ihm ist morgens immer ganz elend. Alles verdrießt ihn, er denkt schwer und seine Nerven sträuben sich. Nach und nach kommt er mühsam sozusagen erst wieder in Gang. Nach und nach entdüstert er sich und erwacht. Aber die ersten zwei, drei Stunden des Tages sind häßlich. Da reizt und sticht ihn alles. Die Sonne ist grell und die Straße ist laut und es geschieht zu viel; es tobt unerträglich an seinen Sinnen. Das ist immer so gewesen. Er kann sich nicht erinnern, daß er einmal einen Tag ohne Verdruß und gern begonnen hätte.

Er hastet unter den Briefen und richtet seine Papiere. Dann kleidet er sich. Es schellt. Der Diener kommt: der Herr sagt, daß es dringlich und wichtig sei. Auf der Karte steht: Leopold Schlicht.

Sonderbar. Was soll das? Was kann er wollen? Zu dieser ungewöhnlichen Stunde —! Da ist irgend etwas nicht in Ordnung.

Der Herr möchte entschuldigen und einen Moment warten. Er ist gleich fertig. Nur einen Moment.

Da ist offenbar irgend etwas nicht in Ordnung. Sollte Schlicht etwa —? Er ist ohne Arg. Aber es giebt gute Freunde. Und sie sind auch allmählig ein bischen gar übermütig und unbedenklich geworden, ohne jede Vorsicht. Er war schon ein paar Tage anders als sonst, verstimmt, ungesprächig. Sie haben es auf geschäftlichen Verdruß gerechnet, auf seine Hoffnungen, Pläne und Sorgen. Aber es könnte doch auch —! Irgend was ganz Dummes und Geringes verrät oft. Es wäre sehr peinlich. Und gerade jetzt auch noch, in der Früh! Er fühlt, daß er sich schlecht und ungeschickt benehmen wird. Er hat um diese Stunde keine Herrschaft über sich. Er vermag nichts. Nach dem Essen würde er sich nicht fürchten.

Er nimmt ein Glas Whisky.

Unsinn! Fällt ihm ja gar nicht ein! Es wird was Geschäftliches sein oder er hat vielleicht eine Loge in die Oper.

Aber er will doch für alle Fälle die Photographien Doras lieber verstecken. Fünf ist ein bischen viel. So.

Schlicht beginnt sehr herzlich und heiter und als ob gar nichts wäre, von tausend fremden und unnützen Dingen müßig hin und her. Aber Jan sagt sich, daß er doch deswegen nicht kommt, zu dieser Stunde, blos um zu schwatzen und zu plaudern, und möchte gern wissen, wohin er etwa will; er klopft hier und dort und horcht und lauert. Schlicht folgt ihm nicht, sondern bummelt gemütlich im Zimmer und fragt und bewundert. Er bewundert die japanischen Wände in den hellen, matten und verschämten Farben, die Stiche aus dem Rococo des Coypel und des Greuze, die schweren indischen Seiden, von der Zeit gefleckt und müde. Das heißt, wie er überhaupt bewundert, als ein Erwachsener Spielereien der Kinder. Vor dem großen Kasten bleibt er lange. Da ist eine wunderliche Sammlung: Damenstiefelchen der ganzen Welt, spanische und russische und pariser, von schwedischen Bäuerinnen und ein sehr köstliches, hart erworbenes Paar, das der Malibran gehörte. Da kann er sich doch einer längeren Rede nicht enthalten. Eines ernsten Mannes, der Ziele hat, ist das doch wirklich nicht würdig. Wie kann man Mühe und Zeit und Geld auf solchen Tand vergeuden? Hat er denn gar keinen Sinn für die großen und strengen Fragen der Menschheit, die heute rings alle Kraft und Arbeit erwarten? Was sollen später einmal die Enkel, die Richter ihrer Ahnen, sagen, wenn sie alle Pflichten versäumt und alle Forderungen vergessen finden? Und in diesem Tone geht es unaufhaltsam fort.

Jan wird nervös. Abends kann man sich das

allenfalls noch gefallen lassen. Aber den Tag gleich so beginnen — und in seiner eigenen Wohnung auch noch! Natürlich, Schlicht bildet sich ja am Ende noch ein, daß es ihm ein besonderes Vergnügen ist. Er kann ihm doch nicht sagen, daß es blos um Dora geschieht! Er spielt eine klägliche Rolle.

Und er muß fort. Er muß ins Parlament. Er will nur nicht davon sprechen, sonst —! Er fühlt, als ob noch irgend etwas käme, hinter dem müssigen Geschwätz. Und das fordert er lieber nicht vor der Zeit heraus. Er will es Schlicht nicht erleichtern.

Schlicht redet noch mehr als sonst und hastiger, absichtlicher, lauter. Jan sagt gar nichts. Er muß geduldig warten. Es dauert lange, unerträglich lange. Die Frauen verdienen alle zusammen nicht, was man um jede leidet.

Jetzt sitzt Schlicht endlich und schweigt. Die Walze von der Arbeit und den großen Fragen der Zeit ist abgelaufen. Er nimmt eine Zigarre und bläst Ringe. Er wird etwas verlegen. Er hat entschieden noch irgend etwas. Er sucht einen Anfang. Auf einmal lacht er und fragt: „Na und was glaubst Du, daß ich zu Dir komme, um mir den dummen G'schnas da anzuschauen?"

„Wenn ich Dir sonst irgendwie dienen kann —"

„Ha, ha! Du wirst es nicht erraten! Wetten, daß nicht —? Nämlich —." Und er verwirrt sich, stockt und hält. So geht es nicht. Er hat den rechten Ton nicht.

Er beginnt auf einmal von ihrer Jugend, von jenem glücklichen Leben im Korps, von den unvergänglichen, ewigen Idealen. Er wird melancholisch und weich. Jan kennt dieses ausgequetschte, weinerliche Pathos aus den Exkneipen, am Rande des besoffenen Elends.

Und vom Korps zur Freundschaft, zuerst zur Freundschaft überhaupt und dann zu ihrer besonderen Freundschaft, von dieser tiefen und heiligen Weihe, in der alle Grenzen aufgehoben und zwei Seelen zu unzertrennlicher Gemeinschaft verbunden sind. Sie können doch jeder zum anderen sprechen, wie zu sich selber. Sie sind mehr als Zwillinge und Brüder. In ihnen lebt der gleiche Geist. Und durch das Blut, das für die Farbe freudig oft vergossene Blut, sind sie vereint.

Es sind die alten Worte aus dem Korps. Aber niemals hat sie Jan deutlicher als Phrase und Schwindel empfunden. Darum versichert er auch hastiger und lauter, als es sonst seine Art ist, daß sich das doch natürlich von selber versteht und daß er es genau ebenso fühlt wie Schlicht.

Nun also! Dann ist ja alles leicht und einfach, dann wird er ihn gelassen hören. Dann wird er ihn verstehen. Es handelt sich nämlich um Dora. So geht das nicht weiter.

Jan erschrickt. Er hat es also doch bemerkt. Sie hielten ihn für blind und ohne Arg. Sie glaubten an sein Vertrauen. Aber er hat sie betrogen. Jetzt nur klug und behutsam!

„Was ist mit Dora? Ich verstehe das nicht.“

„Natürlich nicht! Weil ihr eben alle zwei Kinder seid, die reinen Kinder! An die Leute denkt ihr nicht! Das ist es gerade! Aber nur schön eins nach dem andern!"

Es fällt Schlicht nicht ein, sie irgendwie zu verdächtigen und zu verleumden. Das muß er vor allem Anderen ausdrücklich erklären. Davon ist nicht die Rede. Er vertraut ihnen. Er weiß, daß nichts geschehen ist. Er kennt Jan. Er kennt Dora. Jan ist sein Freund. Dora ist eine anständige Frau. Und wenn das alles nicht wäre, er weiß doch, wie sie ihn liebt! Sie giebt ihm täglich neue Beweise. Er sieht es in jedem Blicke. Er hört es aus jedem Wort. So lange einem Manne alle Leidenschaften und Begierden seiner Frau gehören, kann er unbekümmert vertrauen. Dora ist auch viel zu thöricht und ungeschickt. Sie würde sich gleich verraten. Sie kann ihm nichts verheimlichen. Er kennt jede Falte ihres Gemütes. Er sieht an ihrer Nase, was jeden Moment in ihr geschieht. Wie gesagt, davon ist nicht die Rede. Aber die Leute!

Die Leute! Das ist es! Die Leute sind schlecht und gemein und verleumden. Die Leute mischen sich in alles und lästern. Man redet schon über sie. Man schreibt ihm anonyme Briefe. Freunde warnen ihn. Der große Galeoto rastet nicht. Dora verliert ihren Ruf und er wird lächerlich. Was thun? Vielleicht würde er, wenn er reich und unabhängig wäre, nach den Leuten nicht fragen. Es ist immer bedenklich und endet selten gut, aber er hätte den trotzigen Mut, es im Gefühle

ihrer Unschuld zu wagen. Aber er ist nicht reich. Er darf es nicht. Er lebt von den Leuten. Er muß ihre Meinungen schonen. Er muß mit ihren Sitten und Gewohnheiten rechnen. Er muß ihren Forderungen gehorchen. Er bringt sich sonst um seine Existenz. Es giebt ein einziges Mittel: Jan darf nicht mehr in das Haus. Er hat es tausendfach erwogen und geprüft. Er weiß sonst keinen Rat. Jan wird ihn recht verstehen. Jan wird nicht den Empfindlichen spielen. Jan weiß, wie er ihn liebt. Und daß er ihm das alles so unverhohlen sagt und ehrlich zu ihm kommt, das ist ja wohl der beste Beweis seiner Freundschaft und seines Vertrauens. Es thut ihm selber gewiß am meisten leid. Aber es ist einmal unerläßlich.

Jan denkt die ganze Zeit blos: Schlicht lügt. Er lügt gewiß. Es ist alles Komödie. Aber was kann er thun? Er hat keine Wahl. Wenn die Bitte nicht wirkt, würde er einfach befehlen. Jeder hat schließlich das Recht, einem sein Haus zu verbieten. Dagegen läßt sich gar nichts sagen. Wenn er zaudert, reizt er blos seinen Verdacht.

Also erklärt er sich sofort bereit. Selbstverständlich! Er wird nicht mehr kommen. Wenn er geahnt hätte, daß jemand —! Und er erbittert sich heftig gegen den niedrigen und gemeinen Sinn der Leute. Er redet so entrüstet, daß er am Ende ganz entrüstet fühlt.

„Abgemacht?“ fragt Schlicht und hält ihm die Hand hin.

„Abgemacht!“ sagt Jan und schlägt ein. „Dein Haus sieht mich nicht wieder.“

„So tragisch brauchst Du's nun gar nicht gleich zu nehmen. Von Zeit zu Zeit, alle zwei, drei Monate, kannst Du uns ganz gut besuchen. Na, und das versteht sich wohl von selber, daß es zwischen uns beiden an unserem Verhältnis nichts ändert. Das wäre noch schöner. Im Gegenteil. Nur werden wir uns eben nicht mehr bei mir, sondern in der Kneipe sehen.“

Das fehlte Jan gerade noch.

„Es ist vielleicht für uns auch besser. Eine Frau stört schließlich doch immer. Natürlich, Du mußt Dich mit ihr beschäftigen und ihr ein bischen hofieren und das zieht Dich unwillkürlich von mir ab. Und endlich bist Du doch mein Freund, nicht der ihre! Aber wenn wir uns z. B. jeden Mittwoch, da habe ich Baukonferenz, das dauert so bis neun, halb zehn —“

Das können sie ja noch ein ander Mal überlegen. Aber jetzt muß er Jan schon entschuldigen. Es ist halb zwölf.

Gleich. Schlicht geht gleich. Nur noch eins. Das darf er nicht vergessen. Dora soll von der ganzen Geschichte nichts wissen. Es würde sie sehr kränken, wie die Leute reden. Und es ist auch für den Fall, daß einmal jemand nach Bludinski fragt; sie würde schrecklich verlegen und rot; sie kann sich nicht verstellen. Die Leute hätten erst wieder was zu reden. Und es hat gar keinen Zweck. Sie wollen ihre Unbefangenheit nicht

stören. Er wird sagen, daß Jan jetzt viel zu thun hat, ein wichtiges Referat, oder zu seinen Wählern verreist ist, so irgend einen pausibeln Grund und in vier Wochen hat sie ihn längst vergessen. Man weiß doch, wie die Weiber sind.

Jan schreibt, wie Schlicht weg ist, sofort an Dora. Sein Diener ist ein verläßlicher und erprobter Postillon. Schlicht wird sich irren; er darf sich nicht einbilden, daß sie so leicht zu trennen sind. Nun gerade nicht. Sie sind immer noch ein bischen schlauer.

Nein, es wird dem Herrn nicht gelingen. Nimmermehr! Jetzt fühlt er ja erst die ganze Kraft und Tiefe seiner Liebe. Er könnte ohne sie nicht leben. Er hätte es gar nicht gedacht.

Er überlegt und sinnt eine Zeit. Wie mag das mit Schlicht eigentlich sein? Er weiß offenbar nichts. Das ist klar. Aber daß es wirklich nur Sorge um den Klatsch der Leute wäre, ohne jeden Verdacht, das glaubt er ihm nicht; es wäre auch geradezu eine Beleidigung. Da steckt noch irgend was anderes.

Aber er muß in die Kammer.

5.

Nach drei Wochen.

Nelly ist bei Dora zum Kafee und sie plaudern. Dann kommt Schlicht.

Nach einer Weile fragt er: „Und Bludinski war noch immer nicht wieder da?"

„Nein."

„Ich begreife es nicht. Ich begreife es wirklich nicht. Ich habe ihm doch sogar geschrieben."

Aber Nelly und Dora kümmern sich nicht weiter. Sie reden anderes.

Dann beginnt er wieder: „Ich muß schon sagen, ich finde es merkwürdig von Bludinski. Höflich ist es entschieden nicht."

„Höflich sind die Herren von heute überhaupt nicht," sagt Nelly.

„Aber ich wette: es ist eine Weibergeschichte. Er hat sich wieder einmal wo verbandelt."

„Sie verteidigen ihn immer."

„Ja, mein Mann hat ihn sehr gern. Aber wir können ihm doch nicht nachlaufen. Wenn er sich wo anders besser unterhält —"

„Paß auf — es ist gewiß eine Weibergeschichte. Ich kenne ihn. Irgend ein neuer Stern vom Brettel oder vom Ballet."

Nelly rümpft die Nase. „So! Diese Damen liebt er!“

„Ja — das ist einmal sein Temperament! So war er schon als Student. Mit einer anständigen Frau hat er, glaub' ich, sein ganzes Leben nichts gehabt. Es muß schon ein bischen wildeln — anders thut er's nicht. Theater oder noch lieber Zirkus. Das ist sein Fall.“

„Einen solchen Mann möcht' ich mir nicht wünschen.“

„Ich auch nicht, wenn ich eine Frau wär'. Aber deswegen ist er doch ein reizender Kerl. Nur schrecklich unzuverlässig: Heute laute Begeisterung und morgen hat er einen total vergessen.“

Wie Nelly fort ist, fragt er Dora: „Hast was gemerkt?“

Dora sieht erstaunt und verneint.

„Ich hab' nämlich absichtlich so viel von Bludinski geredet. Ich glaub' nämlich, da war etwas, mit den beiden.“

Dora lacht leise.

„Du mußt es doch auch gesehen haben: er war sehr verschossen in sie.“

„Natürlich. Das war deutlich.“

„Das ist der perverse Geschmack dieser Lebemänner: je älter, je lieber.“

„Da kann sie ja froh sein.“

„Sie hat ihn aber bös abfallen lassen. Drum kommt er nicht mehr.“

„Sie ist sonst gar nicht so.“

„Ja, das ist das merkwürdige, aber man erlebt es oft: auf anständige Frauen wirkt diese Sorte von Männern nicht. Es ist vielmehr gradezu, als ob sie Furcht und Ekel vor ihnen hätten.“

„Eigentlich ist es ja auch begreiflich.“

Er sieht nach der Uhr. Er muß noch arbeiten. Sie verzieht das Gesicht.

„Es geht nicht anders, Tschaperl! Ein Haufen Arbeit! Und Montag muß ich wieder nach Ungarn.“

„Diese dumme Bahn!“

Er küßt sie.

Dann, in seinem Zimmer, bevor er sich setzt, aufrecht am Tische, schaut und sinnt er vergnügt. Er ist mit sich sehr zufrieden. Das hat er ungemein geschickt gemacht. Man muß nur wachsam und geduldig sein. Die Frauen sind so leicht zu führen!

6.

Die Sitzung will heute wieder einmal nicht enden. Immer noch ein neuer Zank! Die Antisemiten toben. Da kriegt Bludinski immer auch sein Teil. Sie hassen ihn besonders. Er weiß eigentlich nicht recht, warum. Seine leichte, weltläufige, gerne ein bischen verächtliche Ironie, die nichts ernst nimmt und alles mit

zierlichen Witzen erledigt, entrüstet sie. Er hat kein Pathos. Er kommt nicht in Wut. Er ärgert sich nicht. Er bleibt immer ungereizt, gelassen und überlegen. Sie wollen doch sehen, wie weit das geht. Sie werden es ihm schon vertreiben.

Er zieht jede Minute die Uhr. Es ist gleich vier. Er wird wirklich noch am Ende den Zug versäumen. Er kann nicht fort. Er darf bei der Abstimmung nicht fehlen. Sie wird namentlich. Das hält man ihm dann wieder ein Jahr lang vor: „Als es die Entscheidung dieser wichtigen Frage galt, in der schwersten Stunde der ganzen Session, wo war da der Abgeordnete Bludinski?" Er kann ihnen doch nicht sagen, daß er zu ihr muß, weil der Mann verreist ist. Sie haben dafür keinen Sinn oder thun wenigstens so.

Endlich ist es vorbei. Er verwünscht die ganze Komödie der Politik. Und in wilder Hast auf die Bahn.

Es war höchste Zeit. Nun legt er sich behaglich zurück, entspannt seine Nerven und hegt liebliche Bilder. In einer Stunde ist er bei ihr. Er sieht sie schon in der schmalen Halle der kleinen Station, wie sie ungeduldig trippelt, mit den feinen, spitzen Stiefelchen auf die Steine schlägt und nach jedem Wölkchen, ob es nicht endlich der Rauch des Zuges ist, gierig lugt, sorglich verschleiert und in die schwere Boa gemummt, welche das dünne, schmächtige und zärtliche Figürchen fast erdrückt. Es ist ein angenehmer Gedanke, daß man von Leidenschaft erwartet wird.

Der Zug gleitet still. Die Luft ist dicht, enge und wie verstopft. Schnee hängt. Es liegt eine tiefe Heimlichkeit auf der Landschaft. Er fühlt es, als schliche er nächtlich verstohlen zum Liebchen.

Er wird lustig und froh. Seine Nerven schwellen und regen sich tänzerisch. Er fühlt es, wie wenn er als Knabe hinter das Haus um eine verschwiegene Zigarre kroch oder die Schule schwänzte. Es ist ein Triumph, das Schicksal zu betrügen und verbotenes Glück zu stehlen. Er hat sie riesig lieb!

Er hat das früher noch gar nicht so gewußt. Er hat es ihr auch noch niemals recht gesagt. Heute soll sie es hören. Und er sucht köstliche, seltene Blüten der Sprache, bunte heiße Zärtlichkeiten, und windet sie mit feinen Fäden, die leuchten, und bindet schwere, üppige Kränze. Er hat sie lieb!

Schelmereien huschen durch seine Wünsche. Er möchte was anstellen, irgend einen losen, verwegenen Streich. Es ist wie ein leichter Schwips. Es prickelt, schwirrt und flirrt im Blute. Es versucht ihn, das Notsignal zu ziehen. Er darf es gar nicht sehen. Er muß sich anders setzen. Es ist ganz dumm. Es gäbe eine schöne Geschichte. Die Antisemiten hätten eine Freude. Aber er wird es nicht los. Es ist eine tolle Begierde in ihm, recht verrückt zu thun. Er winkt den Kindern, die den Zug vorüber lassen, und ruft und lacht und schwingt seinen Hut und weht mit dem Tuche. Er äugelt frech mit den Frauen und wirft Küsse. Unter die Leute möchte er es am liebsten schreien, daß er ja nicht

ein gemeiner Passagier ist, wie die anderen, sondern in Liebe reist, zu seinem heimlichen Weibe.

Er wandert im Wagen. Er ist ganz allein. Niemand stört ihn. Draußen hängt der Schnee wie eine gütige Decke auf der fremden Welt. Und er hört nichts als den raschen Flügelschlag des Dampfes, der in das Glück trägt.

Er wird weich und milde und gut. Er möchte den Menschen helfen. Er möchte alle glücklich machen. Er schenkt dem Schaffner. Er möchte Geld unter die Leute streuen.

Er wandert im Wagen und stellt sich alles vor, wie es sein wird. Jetzt wartet sie schon und horcht, ob es noch immer nicht der Zug ist. Und wie er dann endlich vom Tritte springen wird, stürzt sie in seinen Kuß und sie jauchzen seelig und stammeln liebe irre Dinge. Er hat ihr so viel zu sagen, sie muß so viel erzählen. Dann fahren sie in das Hotel und wählen das Zimmer und alles ist Freude. Und er fühlt jeden Kuß, jeden listigen Griff und die tausend neuen Spiele der Begierde und kaut alle Würze des Glückes vor.

Er möchte schneller zu ihr und möchte doch lieber noch nicht. Der Zug müßte rasen, aber immer ohne Ende. Ganz nahe, ganz dicht am Glück, aber immer noch nicht dort, damit er immer noch näher könnte — so ist es schöner als im Glücke selbst!

Er macht ein Programm. Er wählt die Worte und wiederholt sie, die er ihr sagen will. Er möchte

neue Küsse erfinden, die kein anderer giebt, ungekannte, tödliche Wonne.

Da ist schon die Station. Sie hat ihn schon erblickt und winkt. Das arme, dünne Näschen, wie er sie küßt, ist ganz kalt.

Sie nehmen das schönste Zimmer, wo in großen Lettern eine Inschrift ist, weil der Kaiser Josef dort gewohnt hat. Der Wirth kommt selber herauf und ehrt sie und sagt, was in der Stadt zu sehen ist; zwei Tage werden sie schon brauchen; sie hat unter dem neuen Bürgermeister einen großen Aufschwung genommen. Es interessiert sie sehr. Dann setzt sich Jan mit strenger Würde und schreibt die Meldung: Johannes Schlaf, Schriftsteller aus Berlin, samt Gemahlin. Der Wirt verneigt sich: Er hat schon gehört. Das macht ihnen unbändigen Spaß. So rächen sie sich an der neuen Litteratur der Berliner, weil sie langweilig ist. Sie reisen immer unter einem von diesen gern berühmten Namen. In hundert Jahren werden verzweifelte Germanisten sich die Köpfe zerbrechen, was denn nur diesen Winter 91 Arno Holz, Johannes Schlaf und Heinz Tovote in Ottakring, Korneuburg und St. Pölten in einem fort gethan. Wenn es ihre Frau einmal erfährt, meint Dora, läßt sie sich scheiden; aber wahrscheinlich sind sie gar nicht verheiratet; sie schreiben so unverheiratet.

Den nächsten Morgen wollen sie ein bischen hinaus, auf die Straße. Die Stadt sehen und den frischen Winter trinken. Es ist ihnen matt und dumpf wie ein

schwerer Nebel auf den Nerven. Sie möchten Luft und Atem. Schlicht kommt erst die Nacht zurück. Sie haben Zeit bis zum Kourier um fünf.

Wie sie durch den Gang an der Loge des Portiers, der grüßt, vorüber kommen, ist da ein Telegramm für Dora Schlicht. Er sieht es und erschrickt. Sie will natürlich gleich hin. Heftig reißt er sie fort. Sie ist verblüfft, was er denn nur hat. Frauen sind doch unglaublich unbedacht!

Draußen sagt er: „Du bist doch ein schreckliches Geschöpf! Wenn ich jetzt nicht zufällig dabei bin —! Das wär' eine schöne Blamage! Du bist doch hier Frau Johannes Schlaf! Das hast Du schon wieder vergessen, was?"

Sie ist ganz verdutzt. Richtig, daran hat sie ja gar nicht mehr gedacht. Sie kriegt einen großen Schreck. Ohne Jan hätte sie es einfach verlangt — „ah, da ist ja ein Telegramm für mich!" Sie schämt sich.

Aber das Telegramm muß sie haben.

Von wem kann es denn überhaupt sein? Wer weiß denn überhaupt —

Natürlich von der Peppi. Peppi ist das Stubenmädchen. Sie sagt ihr jedes Mal, wohin sie gehen, für alle Fälle. Es kann ja unvermutet plötzlich was geschehen. Sicher ist sicher.

Er wird heftig. Sie ist unglaublich! Nächstens wird sie die Hausmeisterin ins Vertrauen ziehen.

Die Peppi ist verläßlich.

Ja, das heißt es immer. Aber wenn ihr Schlicht zehn Gulden giebt —

Sie verbietet sich das. Sie läßt ihr Mädchen nicht beleidigen. Er soll lieber auf seinen Diener schauen; der sieht ihr eher aus, als ob er nächstens —

Aha, jetzt möchte sie streiten! Die Frauen sind doch alle gleich. Wenn sie sich im Unrecht fühlen, beginnen sie Zank.

Warum hat sie dann der Peppi nicht wenigstens einen anderen Namen angegeben?

Das ist wahr, das hätte sie eigentlich sollen.

Oder wenn sie es schon vergaß, warum hat sie ihm nichts gesagt? Sie konnten ja am Ende auch als Herr und Frau Schlicht hier wohnen.

Ja, das wär' auch gegangen.

Aber das schafft ihnen alles nicht das Telegramm. Sie muß es haben. Es ist offenbar wichtig. Umsonst telegraphiert die Peppi nicht. Es muß etwas sein. Vielleicht ist er schon zurück. Um Gottes Willen, sie wäre verloren! Sie muß es unbedingt wissen.

Wie kriegt man das Telegramm?

So etwas kann einem aber auch nur mit ihr passieren, weil sie ganz thöricht und unbesonnen ist!

Er ist eben andere Frauen gewöhnt. Die haben freilich Uebung und Geschick im Schlechten! Aber er darf von einer anständigen Frau nicht verlangen, daß sie alle Kniffe und Schliche der Cocotten kennt.

Von Kniffen und Schlichen ist gar nicht die Rede, aber man überlegt sich doch, was man thut. Dazu braucht

es keine Uebung und Erfahrung, sondern blos ein klein bischen ganz gemeinen Verstand.

Es handelt sich gar nicht mehr, was sie hätte thun sollen. Es handelt sich, was sie jetzt thun muß — um das Telegramm zu kriegen. Wenn er gar so weise ist, wird er ja leicht raten.

Das ist echt weiblich. Erst mutwillig in die Patsche hinein, aber dann muß natürlich der Mann her! Jetzt soll sie nur selber sehen, wie sie fertig wird — es ist ihre Schuld!

Sie weint. Oh, sie ist sehr unglücklich! Er ist abscheulich. Sie hätte es niemals gedacht. Jetzt erkennt sie ihn. Erst hat er sie betört und verführt und entehrt und jetzt läßt er sie im Elend und verhöhnt sie noch! Sie hätte es niemals geglaubt. Das ist der Mann, für den sie alles geopfert und sich verworfen und ihren Gatten verraten hat, der ja tausendmal besser ist und sie tausendmal mehr liebt — oh, der wäre nicht fähig, sie in der Not zu verlassen! Aber es geschieht ihr ganz Recht! Sie hat es nicht besser verdient! Warum ist sie so dumm? Wie konnte sie einem Manne glauben, der reine Liebe nicht vermag und überhaupt gar nicht weiß, was eine anständige Frau ist!

Er sagt nichts mehr. Was könnte er auch sagen? Es würde mit jedem Worte nur noch schlimmer. Er haßt die großen Szenen. Geduldig warten, bis sie wieder vernünftig wird, von selber. Sonst giebt es nichts. Und endlich ist es auch wirklich wichtiger, das Telegramm zu kriegen, als daß sie sich unnütz zanken. Sie müssen es

unbedingt haben. Sie müssen unbedingt wissen, was geschehen ist.

Aber wie? Aber wie? Er martert sich umsonst.

In Wien wäre es mit fünf Gulden an den Portier erledigt. Aber der Teufel traue so einem kleinstädtischen Gemüte! Am Ende hält man ihn noch für einen Defraudanten!

Es giebt, wie er prüft und sucht, ein einziges Mittel. Er muß auf die Bahn und von dort einen Boten schicken, der im Hotel für Frau Dora Schlicht, die hier ihre Reise unterbrechen wollte, aber sich anders besonnen hat und gleich mit dem nächsten Zug weiterfährt, nach etwa eingetroffenen Briefen fragt. Ja, das geht.

Er muß also auf die Bahn. Es ist ein bischen weit, eine gute halbe Stunde im Schnee, und nirgends ein Wagen. Er bringt Dora zuerst nach dem Hotel.

Nein, um Gottes Willen, nein! Eher sterben! Sie klammert sich an ihn und schluchzt und bettelt Er soll nicht böse sein. Er soll ihr verzeihen. Er soll sich erbarmen. Sie würde sich zu Tode fürchten. Sie würde immer glauben: er ist nur auf die Bahn, um heimlich abzureisen. Er darf sie jetzt nicht verlassen. Sie hat solche Angst. Am Ende ist Schlicht schon im Hotel. Die Peppi hat vielleicht doch —

Gut. So mag sie in dem kleinen Café so lange warten, an der Ecke des Marktes. Sie kann doch den weiten Weg nicht mit. Sie wird sich noch erkälten.

Sie jammert und fleht. Sie hat solche Angst. Er will sie jetzt verlassen. Sie fühlt deutlich, daß er heim=

lich fort will, mit dem nächsten Zuge. Dann steht sie allein vor der Wut und dem Zorne des Gatten. Oh, es ist sehr schlecht von ihm! Sie hört keine Vernunft. Sie ist ganz außer sich. Er giebt es auf.

Er schweigt. Am liebsten möchte er sie hauen. Das Heulen und Jammern ist ihm schrecklich. Wenn die Weiber wüßten, wie häßlich sie dabei werden! Aber er muß einen Skandal auf der Straße vermeiden. Und sie thut ihm auch wieder leid. Sie meint es ja nicht böse. Sie ist nur thöricht. Sie ist eben überhaupt ein Kind.

Sie gehen stumm durch die großen Flocken. Sie sehen kaum den Weg und der Wind bläst. Sie rutschen und gleiten. Endlich ist draußen ein Bote gefunden. Nun wird es eine Stunde dauern, bis er wieder kommt.

Sie warten in dem engen Salon erster Klasse. Draußen wirbelt der graue Schnee. Jäh kreischt eine Maschine. Es ist dumpf und heiß und ein schwerer ranziger Dunst von nassen Kotzen und geschmierten Stiefeln. Sie sitzt ängstlich in der Ecke, leidend und gekränkt. Er wandert und nagt an seiner Zigarre. Er giebt dem blöden Sessel einen Tritt, an den er stößt, so oft er sich wendet. Er flucht und ärgert sich. Er ärgert sich über den Stuhl und über den fetten, feuchten, stickigen Geruch und über alles: über die ganze alberne Geschichte, über sie und über sich selbst.

Es ist zu dumm. Nun haben sie endlich einmal einen Tag und es wäre so schön und da kommt wieder das! Als ob irgend ein neidischer Dämon einem keine gute Stunde gönnen möchte!

Und nur durch ihre Schuld allein! Ein bischen unbesonnen läßt man sich ja gefallen, aber alles hat doch seine Grenzen. Und wenn durch ihre Schuld dann alles verfahren und verthan ist, dann kann er sehen, wie er hilft!

Freilich, sie ist selber am meisten gestraft. Sie leidet mehr als er. Sie hat ja auch viel mehr zu verlieren. Es ist abscheulich, sie noch zu quälen. Später muß er es ihr schon sagen, natürlich, damit sie lernt und es nicht wieder geschieht. Aber jetzt will er sie trösten.

Er möchte ihr gerne ein gutes Wort geben. Nun ist es einmal geschehen; klagen nützt nichts mehr. Sie wollen sich wenigstens die paar Stunden, die sie noch haben, nicht verderben. Die Zeit vergeht auch besser, bis der Bote kommt. Er möchte ihr gern ein gutes Wort geben. Aber er bringt es nicht heraus. Er verträgt diese leidende und gekränkte Duldermiene nicht. Nun ist vielleicht noch er der Schuldige und soll am Ende noch um Verzeihung bitten! Das geht denn doch über den Spaß. Wenn sie trotzen will — bitte! Er wird sich deswegen nicht erschießen. Er braucht sie nicht.

Und plötzlich stößt seine ganze Wut, erwachsen und gesammelt, auf den Gatten. Natürlich, wenn der mit seinen großen Fäusten in ihr zartes Glück tappt — von ihm ist es nicht anders zu erwarten! Er haßt Schlicht.

Er haßt Schlicht. Er hat sich lange gewehrt. Aber es wächst jeden Tag.

Schlicht ist undankbar und schlecht. Er hat vor ihm geheuchelt und gelogen. Diese ganze Szene damals mit

der Sorge vor dem Gerede der Leute und der Bitte an seine Freundschaft war nichts als Komödie. Er weiß es jetzt. Er weiß es von Dora.

Schlicht ist eifersüchtig gewesen. Das war es. Er hatte Verdacht. Nicht, daß schon etwas geschehen wäre, aber daß es geschehen könnte. Er fürchtete um die Liebe Doras. Darum hat er ihn aus dem Hause geschafft. Darum hat er ihn bei ihr verlästert und mit der Wimböck verleumdet. Er weiß jetzt alles. Dora erzählt doch jedes Wort.

Er sieht jetzt deutlich alle Fäden des Planes: ihn erst aus dem Hause und dann, wenn er sich nicht verteidigen kann, aus ihrem Herzen zu lügen. Pfui! Das ist die berühmte Brüderschaft der Farben! Er ist empört. Er hätte es nie von Schlicht gedacht. Und das war das Ideal seiner Jugend. Er schämt sich. Und wie der prahlerische Geck sich heimlich freuen und seine Klugheit rühmen und ihn verlachen mag, der der biederen Maske glaubte! Er weiß ja nicht, daß es doch alles umsonst war. Ah, wenn er es ihm sagen könnte, alles, alles!

Endlich kommt der Bote. Er hat das Telegramm: „Gnädiger Herr telegraphiert, kommt erst morgen Mittag. Peppi.“ Und darum so viel Angst und Verzweiflung! Gott sei Dank!

Dora ist ganz närrisch und toll. Sie springt und tanzt und jauchzt. Nun haben sie noch einen Tag, noch eine Nacht!

Jan ist auch froh. Es hätte sehr peinlich werden können. Es ist noch gut abgelaufen. Und ein Tag mehr ist auch nicht zu verachten. Er hat es sich lange gewünscht. Nun können sie endlich auch wieder einmal behaglich plaudern — nicht immer blos mit der Uhr in der Hand.

Freilich, er wird dann morgen die ganze Nacht arbeiten müssen; er ist für die nächste Sitzung zum Worte gemeldet und hat noch gar nichts vorbereitet. Die letzte hat er nicht gerade besonders geschlafen und diese wird's wohl auch nicht viel werden. Es ist ein bischen stark — und er merkt doch allmählig schon, daß es langsam auf die vierzig geht.

Wenn er es gewußt hätte! Es war alles ohne Mühe einzuteilen, ganz bequem. Er mußte es nur wissen. Er mag überhaupt keine Überraschungen, auch angenehme nicht. Es ist nicht gut, wenn etwas unvermutet geschieht. Selbst unverhofftes Glück kann stören — oder wenn nicht gerade stören, aber es bringt leicht Verdruß und ist halt einmal nicht das Rechte. Na, jetzt läßt es sich nicht mehr ändern. Und wenn sie nur erst gegessen haben! Er hat Hunger.

Sie sitzen in dem engen, hellen Extrazimmer, ganz allein. Da hängt ein Haussegen, eine Schwarzwälderuhr, wo ein Kukuk die Stunden ruft, ein Diplom vom Welser-Volksfest, in schweren Schnörkeln feierlich verrahmt, ein Gruppenbild von Veteranen mit der Fahne und zwei alte fahle, von der Zeit gefleckte Schnitte aus der Gartenlaube: Des Kriegers Abschied und Auf der

Alm. Palmkätzchen stecken hinten, es spiegelt von Sauberkeit und man riecht in der dünnen wie verschossenen und entfärbten Luft das viele Waschen. Sonst könnte es ihn amüsieren. Aber das Essen ist ihm doch eine viel zu ernste und heilige Sache. Da versteht er keinen Spaß und er fühlt durch diese unwürdige Stätte seinen Hunger wie degradiert und entehrt. Er ist nicht verwöhnt, er schickt sich in alles, aber er will Stimmung, einen gewissen Styl. Eines muß zum anderen passen. Wenn man schon mit einer kleinen Frau ist, dazu gehört ein behagliches und weiches Kabinet, in tiefen, satten, reifen Farben mild getönt, und ein wissentlich gestimmtes Diner, zuerst eine zärtliche Ouverture von Radieschen, Majonaise und Salaten, dann eine findige Wahl gesuchter Reize und ein neuer unvermuteter Effekt am Ende, der ausgesöhnt und groß verklingt, unter der Regie eines strengen Kenners und mit fügsamer Anmut servirt; und besonders möchte er eine Mocturtlesuppe: das wäre jetzt der rechte Ausdruck seiner Seele.

Dora ist in ihrem Element. Sie geht selbst in die Küche und hilft und rät und kostet und lobt. Sie findet alles vortrefflich. Sie ist bescheiden. Diese schwere bürgerliche, unverwürzte Kost, die sich nicht einmal die Mühe nimmt, den Magen ein bischen zu kitzeln und schmeichlerisch zu reizen, behagt ihr. Das rauhe Tuch, die groben Teller genieren sie nicht. Geschmack ist eben überhaupt nicht ihre starke Seite. Man merkt die Provinz. Er weiß, sie kann nichts dafür. Er verargt es ihr auch gar nicht. Man muß jeden nehmen, wie

er ist. Sie müßte nur auch ihn nehmen, wie er ist. Das wäre ein billiger Tausch. Aber das thut sie nicht. Sie hat kein Verständnis der Stimmungen, wie sie wechseln. Sie verlangt jetzt durchaus, weil sie lustig ist, daß er lustig sei. Sie will wissen, was er hat. Sie fragt ohne Ende, warum er nicht lustig ist.

Mein Gott, er ist ja ganz lustig.

Nein, es ist nicht das Rechte. Er müßte sich doch freuen, daß sie noch einen Tag haben.

Er freut sich ja.

Aber warum sagt er denn nichts und macht ein Gesicht wie ein Fisch?

Man kann doch nicht immer was sagen — und übrigens essen sie jetzt!

Nein, er ist traurig.

Er ist gar nicht traurig. Sie irrt sich.

Nun also vielleicht nicht gerade traurig, aber anders als sonst, sonderbar und still.

Dafür kann er nichts. Das sind so Stimmungen. Das läßt sich eben nicht zwingen. Wenn sie ihn quält, wird es gewiß nicht besser. Im Gegenteil!

Nun schweigt sie gekränkt. Das mag er schon gar nicht, wenn man neben ihm die Miene hängen läßt. Was will sie denn? Was ist denn geschehen? Was hat er denn schon wieder verbrochen?

O, nichts, gar nichts! Wenn er es nicht anders empfindet, hat er ja ganz Recht. Wenn er nicht von selber lustig und froh ist, soll er sich nur um Gottes Willen nicht zwingen! Sie hat es sich freilich anders

gedacht. Sie hat gemeint, daß es ihn glücklich machen würde, noch einen Tag mit ihr zu sein. Sie hat sich eingebildet, daß er gern mit ihr ist.

Das versteht sich doch von selbst.

Man merkt aber nichts.

Er kann es ihr doch nicht jede Stunde erklären!

Gestern hat er es gethan!

Gestern, gestern — aber das geht doch nicht alle Tage so weiter.

Das hat sie nicht gewußt, daß seine Liebe nur den ersten Tag hält.

Mit der Liebe hat das gar nichts zu thun. Aber man ist nicht immer gleich aufgelegt. Andere Frauen merken das und wissen sich in die Stimmung zu schicken.

Natürlich seine anderen Frauen! Die leben ja davon; es ist ihr Geschäft! Wenn er auch anständige Frauen kennen würde —

Er wird heftig. Seine ganze Wut gegen Schlicht bricht aus. „Lass' Dir doch von diesem Esel nicht solchen Blödsinn einreden! Es ist zu dumm!"

Sie duldet nicht, daß in diesem Tone von Schlicht gesprochen wird. Wenn sie ihn betrügen, ist das schon schlecht genug. Aber sie läßt ihn nicht beleidigen und verhöhnen.

Was kümmert sie das überhaupt, in welchem Tone er von Schlicht spricht?

Das wäre noch schöner.

Ja, wen liebt sie eigentlich? Ihn oder Schlicht?

Natürlich liebt sie ihn. Sonst wäre sie nicht hier.

Wie kommt sie dann dazu, den andern zu verteidigen?

Sie ist doch schließlich seine Frau!

Er könnte sie erschlagen. Das ist es gerade! Ihm heuchelt sie Liebe vor und fühlt sich schließlich doch immer als die Frau von dem anderen.

Er weiß doch, wie sie ihn liebt!

Liebt! Liebt! So als Sonntagsliebe zum Vergnügen! Wie man auf einen Ball oder ins Theater geht. Weil es die Nerven amüsiert. Aber dem anderen gehört sie. Der andere ist der Ernst und Wert ihres Lebens. Er hat es tausend Mal gemerkt, an tausend Dingen! Das mit der dummen Stadtbahn geht ihr ans Herz; aber ob er Minister wird, ist ihr ganz gleich. Er gilt nur zur Belustigung ihrer Sinne; aber das wahre Gefühl, alles gute Menschliche an ihr gehört dem anderen. Er ist für sie nur eine angenehme Episode; der andere ist der feste Punkt und die Angel ihres Lebens. Er ist ihre Laune; der andere ist ihre Liebe.

Das versteht sie einfach nicht. Sie weiß gar nicht, was er will. Es ist ganz ungerecht und thöricht. Es hat gar keinen Sinn. Er sagt es auch blos, um sie zu quälen. Das macht ihm jetzt gerade Spaß. Er meint ja immer, daß er mit einer von seinen Kokotten zu thun hat!

Er verbietet sich das jetzt ein für allemal. Er will es nicht mehr hören. Sie hat kein Recht, Frauen zu schmähen, die um nichts schlechter sind, als sie!

Sie schluchzt. So etwas muß sie sich sagen lassen! So lohnt man einer anständigen Frau, die alles geopfert hat!

Das kriegt er nun allmählig gerade genug! Gar so weit her ist es mit ihrer Tugend schließlich auch nicht. Vor ihm könnte sie sich die Pose wirklich ersparen!

Nun läuft sie heulend fort.

Wenigstens hat er Ruhe. Wer weiß, was sie sich im Zorne noch alles gesagt hätten! Und die bösen Worte kleben; man kriegt sie nicht wieder weg.

Es ist fürchterlich dumm. Nun haben sie endlich zwei Tage für sich, mit soviel Angst und Sorge und Gefahr erkauft! Und da quälen und kränken und schmähen sie sich!

Er müßte gescheidter sein. Die Frauen bedenken es nicht. Er kennt sie doch. Es ist eine wie die andere. Dabei meinen sie es gar nicht schlimm: Sie hat ihn ja doch sehr lieb!

Es geht nicht, daß er sie allein läßt. Wer weiß, was sie treibt! Wenn sie gereizt ist, darf man ihr nicht trauen.

Er geht hinauf. Sie packt. Sie thut alle Sachen in die kleine Tasche. Hastig, als ob sie es schon versäumen würde. Und hastig bittet sie ihn, um die Rechnung zu läuten. Sie will zahlen. Es ist possierlich, wie prahlerisch sie ihre winzige Börse auf den Tisch legt.

Er sagt nichts. Er läutet nicht um die Rechnung. Er geht gelassen auf und ab und wartet.

Nun hat sie alles in die Tasche gestopft. Aber sie schließt nicht. Sie bringt sie nicht zu.

Er kommt geschäftig, wie ein Fremder — ob er vielleicht helfen darf?

Sie gewährt es gnädig.

Er richtet die Tasche, mit allerhand Mätzchen, wie ein beflissener Kommis. Sie muß lachen. Aber sie faßt sich gleich wieder und dankt vornehm.

„Darf ich sie vielleicht auch auf die Bahn tragen?"

„Nein, ich danke! Das wäre wirklich zu viel. Das kann ich ja garnicht verlangen."

„Oh, bitte, bitte — ist mir ein Vergnügen!"

„Nein, danke, danke — wirklich nicht!"

„Schaun's! Es kommt Ihnen viel billiger als mit dem Hausknecht! Kostet blos ein Busserl!"

„Oh! . . . Ist das hier üblich?"

„Ja, das ist hier üblich. Dummes Mausi!" Und sie küssen und sind versöhnt.

Sie waren doch sehr dumm. Er nimmt alle Schuld auf sich. Nein, sie hat alle Schuld. Fast zanken sie sich noch einmal, weil jedes das andere verteidigt und sich verdammt. Und sie zeigt, was er für ein schreckliches Gesicht geschnitten hat, als ob er sie fressen wollte. Und er spielt die gekränkte Würde nach, wie schmerzlich sie die Lider senkt und die Lippen verzieht. Ganz Maria Stuart.

Den anderen Morgen fährt sie mit dem ersten Zuge. Er bringt sie auf die Bahn. Dann muß er eine Stunde warten. Er ist verschlafen und matt. Er fühlt sich

recht verlassen. Er sehnt sich an ihre weiche Wange zurück. Er mag es garnicht denken, daß er nun wieder eine Woche, eine ganze, lange, unendliche Woche ohne sie leben soll. Es ist ihm, als könnte er es nicht einen Tag, nicht eine Stunde ertragen.

Eigentlich ist es doch auch sehr ungerecht. Sie lieben sich und dürfen nicht zusammen. Sie brauchen sich, es fehlt jedem ein Stück seines Selbst, sie sind wie verstümmelt, eines ohne das andere, und sollen sich doch nicht gehören. Aber der andere, den sie nicht mag, der garnicht zu ihr paßt und der von ihr, die ihm mit allen Wünschen und Begierden entfremdet ist, nicht einmal etwas hat, besitzt sie ungestraft. Das ist doch sehr ungerecht und wider die Natur . . . Er muß lachen, weil er schon ganz wie ein verliebter Gymnasiast denkt, aber es ist sehr schön. Er fühlt für diese kleine Frau doch mehr als je zuvor im Leben. Man glaubt das freilich immer. Aber dieses Mal ist es doch wirklich — reiner, tiefer, heiliger. Sie macht ihn gut. Sie ist so gut. Sie ist unendlich lieb und gut . . . Und langsam nickt er ein.

Dann im Coupé ist es abscheulich. Schwül und Dunst, die Heizung raucht und man kann doch das Fenster nicht lange öffnen. Er hätte auch draußen nicht schlafen sollen. Nun ist er doch nicht ordentlich wach und blos nervöse. Und er sieht vor sich lästige Arbeit, Verkehr mit albernen Menschen, die reden und fragen, einen öden, grauen Tag.

Sie ist jetzt schon in Wien. Zwei Stunden später

kommt Schlicht. Ja, der hat es gut. Der wird von ihr erwartet und kann bei ihr rasten. Es ist eigentlich ganz dumm, den betrogenen Gatten zu bedauern und den glücklichen Liebhaber zu beneiden. Der Gatte hat es entschieden viel besser. Er wird verhätschelt. Der Liebhaber muß es dann entgelten. Der Gatte ist der Tyrann. Der Liebhaber wird von ihm und von ihr tyrannisiert. Und dabei steht der Gatte immer als der edle und vollkommene da und der Liebhaber ist noch der schlechte Kerl — selbst in der Empfindung der Frau. Entschieden, wenn man ihn wählen ließe: er wäre lieber der betrogene Gatte.

Es wär' überhaupt gescheidter, er würde heiraten. Das ist ja doch, so immer unstät mit gehetzten Nerven, auf die Dauer kein Leben. Er verträgt diese Hast und Heimlichkeit nicht. Er möchte Ruhe, Ruhe!

Er hat Dora gern. Aber ewig kann es doch nicht dauern. Vielleicht, wenn er noch wie früher in das Haus käme — ja, damals hatten sie es bequem! Da hätte es vielleicht fünf, sechs Jahre gehalten. Aber diese ewige Hast und Angst mag er nicht. Dafür ist er nicht mehr jung genug. Seine Nerven langen nicht mehr.

Es wäre das Klügste, ein Ende zu machen. Das nächste Mal werden sie wieder streiten und wieder und jedes Mal heftiger und mit häßlicheren Worten. Er kennt das doch, wenn es einmal so weit ist. Sie haben sich gewiß ja immer noch lieb, aber die Gefahr und die Hast und alle diese widerlichen Sachen töten langsam das Gefühl. Wenn sie klug sind und sich trennen,

dann bleibt ihnen wenigstens die schöne Erinnerung ungetrübt.

Es wäre das Beste. Er denkt es oft. Aber dann hätte Schlicht ja gesiegt! Dann wäre es ja seinen widerlichen Künsten gelungen! Dann wäre er doch am Ende der Kluge, der ihre Liebe trennt! Nein, diesen Triumph soll der Prahler nicht haben!

Es ist eine böse Geschichte. Er fühlt es deutlich, wie ihr Glück verlischt. Es wäre das Beste, entschlossen zu enden. Aber das geht wieder nicht, weil er es dem Manne nicht gönnt. Dann wäre er ganz der Blamierte.

Er weiß keinen Rath. Es geht so nicht. Und es geht so nicht. Das Eine ertragen seine Nerven nicht länger. Das Andere duldet sein Stolz nicht. Ja, wenn es noch wie damals wäre, als er täglich in das Haus kam!

Soviel müßte sie doch endlich über den Gatten vermögen. Dahin müßte sie ihn doch zu kriegen wissen, daß er ihn wieder in das Haus läßt. Das kann doch keine solche Kunst sein.

Er wird ihr sagen: Sie soll ihm einmal ihre Liebe beweisen!

Die Fahrt will nicht enden. Der Zug schleicht träge. Und heute ist der Winter trüb und mürrisch.

Wenn er nur erst seine dumme Rede fertig hätte, für morgen. Der ganze politische Spaß freut ihn auch nicht mehr.

7.

Das große Ereignis ist geschehen. Schlicht hat gesiegt. Die Stadtbahn ist endlich beschlossene Sache. Die Wiener Zeitung hat das kaiserliche Schreiben gebracht. Ein besonderes Verkehrs-Amt, unabhängig von den anderen städtischen Behörden und in das das Reich, das Land und die Stadt als Curien Vertreter schicken, ist gebildet. Nur die Ernennung des Direktors steht noch aus, den die drei Curien zusammen wählen.

Schlicht fiebert. Nun ist er ganz nahe am Glück. Nun wird es sich entscheiden. Er hat keine Ruhe mehr. Den ganzen Tag hastet er atemlos durch die Stadt, rät mit Freunden, wirbt bei Gönnern, sucht Hilfe und kann nicht rasten.

Auch Dora wird nervöse. Für anderes hat sie kaum mehr Sinn. Sonst war es ihr gleich. Aber jetzt fühlt sie doch, daß es der große Moment ist. Jetzt gilt es, ob sie bescheidene kleine Leute bleiben oder in die Höhe kommen, wo dann alles möglich ist.

Abends halten sie täglich zusammen Rat. Er schätzt sonst ihren Verstand nicht besonders. Aber in praktischen Fragen hat sie einen ganz merkwürdigen Takt. Sie trifft instinktiv, von welcher Seite etwas anzufangen ist. Sie weiß, wenn er schon ganz verzweifelt, immer noch Hilfe. Sie ist freilich oft ein bischen unbedenklich

in der Wahl ihrer Mittel. Aber dann sagt er sich, daß sie eigentlich Recht hat, weil man sonst heute wirklich nichts erreicht; die anderen treiben es noch ärger; es wäre eine falsche Scham, die ihm schadete und niemandem nützte, und ein dummer Stolz, die üblichen Kniffe zu verschmähen. In diesen Dingen sind die Frauen viel gescheidter. Und er thut es ja nicht für sich, um persönlichen Gewinn; sondern seiner Sache muß er das Opfer bringen. Das hält ihn. Es geschieht für die Ehre und das Wohl der Stadt, des Landes und des Reiches. Da mag denn immerhin der Zweck einmal die Mittel heiligen.

Nun nähert sich die Entscheidung. Mit Mai sollen die Arbeiten beginnen und der neue Direktor braucht doch einige Zeit, bis er eingeführt und eingerichtet und alles in Ordnung ist. In diesen Tagen muß es sich entscheiden.

Wenn es nach Recht und Gebühr geht, kann ja gar kein Zweifel sein. Die Stelle gehört keinem anderen. Von ihm sind alle Pläne und alle Vorbereitung und Arbeit ist von ihm, durch fünf lange, schwere, mühsame Jahre. Ein anderer könnte es auch garnicht und würde blos alles verpfuschen. Es wäre ein schreiendes Unrecht an seiner Person und an seiner Sache. Aber man weiß ja, wie es in solchen Dingen geschieht, wie wenig Verdienst und Talent gilt, wie alles Protektion und Glück ist. Da denkt jeder nur an seine Neffen und Kameradschaft entscheidet. Er hätte es früher einleiten müssen. Er hat es im Eifer der Arbeit versäumt. Er hat nur

für die Sache gesorgt, nicht für sich. Und jetzt kommt vielleicht irgend ein junger Fant, der gar keine Ahnung, aber einen Onkel im Ministerium hat, und nimmt ihm alles weg. Es wäre ein Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen könnte.

Dora erwartet ihn. Es ist gleich Mitternacht. Endlich hört sie seinen schweren, harten Tritt.

„Na? Also?“ fragt sie.

Er zuckt die Achseln. Er ist müde und verstimmt. Noch immer nichts Sicheres.

Es ist ja nicht seinetwegen; es handelt sich wirklich nicht um seine Wünsche und seinen Stolz. Er hätte am liebsten schon Ruhe. Aber er weiß, daß kein anderer das Werk durch alle Gefahren und Beschwerden zum Gedeihen leiten kann, wie die Wohlfahrt und der Ruhm der Stadt es braucht. Er darf nicht verzichten.

„Warst Du bei Wimböck?“

Ja; er war dort. Er hat den alten Hofzuckerbäcker gesprochen. Die Leute thun alles, was nur möglich ist. Die Stimme des Landes ist ihm gewiß. Aber am Ende entscheidet doch die Regierung, der Wunsch der Minister. Die Sache liegt jetzt so, daß von den fünfunddreißig Kandidaten ernstlich neben ihm nur Seidler zählt, der Sekretär der Galizischen Bahn. Aber der ist sehr gefährlich.

„Es ist zu dumm,“ sagt Dora. „Der Mensch kann doch nichts verstehen. Er ist nie aus seinem Bureau gekommen. Da weiß ich mehr vom technischen.“

„Aber er hat die richtigen Bekannten. Das ist es. Das entscheidet. Er hat überall am rechten Platze einen Freund, einen Gönner. Das versteht er meisterhaft. Er kann eigentlich garnichts. Er hat nichts Ordentliches gelernt. Aber er spielt Clavier, stellt lebende Bilder und hat den Sir Roger in Wien eingeführt; er macht Couplets, dichtet Pantomimen und ist für komische Chargen von allen Dilettantenbühnen sehr gesucht. Dann hat er die Verwaltung der Freikarten und also die ganze Presse in der Tasche. Und endlich steht er als Sekretär der Galizischen Bahn mit den Polen vortrefflich, weiß von jedem irgend eine Schweinerei, hat jedem irgend einen Dienst geleistet, — na und heut sind es einmal die Polen, die alles entscheiden."

„Das ist freilich ein Pech," sagt Dora. „Gerade Polen kennen wir, glaub' ich, gar keinen. Wer wär' denn da?"

Er hält plötzlich mit einem Ruck, schlägt in die Hände, aber die Freude ist gleich wieder vorbei.

„Bludinski! Herr Gott! Daß ich das damals nicht bedacht habe!"

Nein, davon will sie durchaus nichts wissen. Alles hat seine Grenzen. Bludinski hat sich zu abscheulich benommen. Es giebt gar keine Entschuldigung. Das wäre freilich eigentlich kein Grund, ihn nicht zu benützen. Im Gegenteil. Es müßte nur geschickt eingefädelt werden. Aber er kommt ja nicht mehr. Dazu müßten sie ihn erst wieder im Hause haben, um es behutsam ein-

zuleiten und zu verfolgen. Nein, es geht nicht, weil er nicht mehr kommt.

„Das ließe sich vielleicht schon machen,“ meint Schlicht nachdenklich.

Ja dann! Dann hätte man die Polen und bei der Regierung setzt er ja alles durch und der Bürgermeister ist sein Schwager. Zwei Fliegen auf einen Schlag.

Schlicht hat einen Plan. Sie werden ein kleines Fest geben, zur Feier der Stadtbahn, ganz intim, nur die nächsten Freunde. Da will er zu ihm und er wird es schon machen, daß er kommt. Dann ist es ihre Sache, ihn zu gewinnen, daß er sich wieder öfter sehen läßt, und listig den rechten Moment für ihre Bitte zu finden.

Sie ist nicht sehr entzückt. Sie mag Bludinski nicht. Sie möchte ihn am liebsten nicht mehr sehen. Er hat sich damals zu abscheulich benommen. Sie kann mit ihm nicht höflich sein und schön thun. Nein, sie wird es einfach nicht können.

Und Schlicht muß lange betteln und schmeicheln, bis sie es doch zuletzt verspricht. Es rührt ihn, wie schwer es ihr wird. Aber sie ist ja seine gute, kleine Frau und überwindet sich für ihn, ihm zu Liebe.

8.

Dora schreibt an Bludinski. Die Sache ist geordnet. Er kann wieder in das Haus. Es wird alles wieder wie einst. Schlicht wird selber kommen und ihn bitten. Er soll es ihm nicht unnütz erschweren. Alles andere mündlich.

Es freut ihn unbändig. Jetzt ist er der Sieger. Er zieht im Triumph wieder ein. Er ist der Stärkere. Sie ist doch eine famose Hexe. Was sie will, geschieht. Und sie muß ihn doch sehr gern haben, daß sie dem Manne eine solche Blamage bereitet. Das war alles ganz dumm, was er sich eingeredet hat.

Er ist blos neugierig, was Schlicht eigentlich sagen wird. Er muß doch irgend einen Grund nennen. Er kann doch nicht auf einmal behaupten, daß es keinen Klatsch mehr giebt. Es mag ein schwerer Weg für ihn sein. Er thut ihm eigentlich leid. Er ist doch eigentlich, so wenig er seine täppische und patzige Weise mag, er ist im Grunde doch ein herzensguter Kerl.

Den nächsten Tag kommt Schlicht und hält ihm eine sehr schöne Rede. Er hat es sich anders überlegt. Er hält es einfach nicht mehr aus. Er schämt sich. Es ist doch ganz unwürdig und abscheulich, daß gemeiner Tratsch zwei Freunde trennen soll. Er kommt sich so unsäglich feige vor! Was fragt er nach der Meinung

der Leute? Was kümmert ihn die Verleumdung? Er ist immer gerade seinen Weg gegangen und hört nicht auf das Gerede der Menschen. Er kennt keinen Richter als das eigene Gewissen. Er verachtet jede Rücksicht auf die erbärmlichen Vorurteile der Menge. Er ist einen Moment schwach gewesen und hat gewankt. Aber jetzt hat er sich wieder gefunden und trotzt der Gemeinheit. Er erkennt sein Unrecht und bittet es ihm ab. Jan muß wieder in sein Haus. Sie wollen doch sehen, ob treue und beständige Freundschaft nicht mit dem hämischen Neide der kleinen Seelen fertig werden sollte.

Jan amüsiert sich sehr. Es ist köstlich, wie er doch für alles immer wieder eine pathetische Formel weiß. Solche Leute müssen eigentlich sehr glücklich sein.

Und nun wird es wieder wie einst! Aller Ekel und Verdruß ist weg. Sie ist doch ein liebes Geschöpf.

9.

Dora erzählt Jan die ganze Geschichte. Es ist ein Glück, daß es sich jetzt gerade um den Direktor handelt. Sonst wäre es nicht so einfach gegangen. Aber jetzt muß er auch schauen, daß Schlicht wirklich ernannt wird. Dann sind sie für alle Zukunft sicher und ungestört.

Jan ist betroffen. Das ändert die Sache. Dann ist er ja eigentlich gar nicht der Sieger. Dann ist vielmehr erst recht wieder Schlicht der Kluge, der den Vorteil hat. Das verdrießt ihn.

Für Schlicht stellt es sich so: Er hat Jan aus dem Hause geschafft und bei Dora verlästert und verleumdet, bis sie ihn wirklich nicht mehr mochte; und nachdem also jede Gefahr vorbei ist, ruft er ihn wieder zurück, weil er ihn jetzt brauchen kann.

Er entrüstet sich heftig. Er findet das abscheulich. Moralisch ist das gerade, als ob er seine Frau verkaufen würde. Aber er wird das nicht thun. Er giebt sich dazu nicht her.

Dora weiß gar nicht, was er hat. Sie begreift nicht. Die paar Besuche, die es ihn kostet, sind doch wirklich nicht der Rede wert.

Sie soll doch nur denken, was die Leute sagen werden. Für die Leute ist es einfach ein Geschäft. Er giebt Schlicht die Stellung und Schlicht giebt ihm dafür seine Frau.

Sie wird sehr böse. Das wäre eine große Gemeinheit von den Leuten. Sie liebt ihn doch nicht, weil er Schlicht zum Direktor macht, sondern er muß Schlicht zum Direktor machen, weil er sie liebt.

Ob sie denn nicht fühlt, wie erbärmlich Schlicht dabei erscheint.

Sie findet das gar nicht. Das ist doch keine Schande, wenn man es zu etwas bringen will. Jan muß es thun. Fünf Jahre haben sie für nichts anderes

gearbeitet und gelebt. Sie würde eine Enttäuschung nicht ertragen. Es wäre sehr schlecht und undankbar von Bludinski. Eine Frau, die ihm alles gegeben hat, darf schon auch einmal etwas für sich verlangen.

Sie verdreht den ganzen Streit. Von ihr ist doch gar nicht die Rede. Für sie thut er natürlich alles. Dazu braucht es erst keine Worte. Aber es handelt sich nicht um sie. Es handelt sich um Schlicht.

Wenn es sich um Schlicht handelt, handelt es sich um sie. Er ist doch nicht irgend ein Fremder. Man kann sie nicht trennen. Was ihm geschieht, geschieht auch ihr. Und gerade in dieser Sache noch ganz besonders.

Ah, das ist was anderes! Das hat er ja nicht gewußt. Wenn sie es so fühlt, dann natürlich! Wenn sie sich ihrem Gatten so nahe und verbunden fühlt —! Aber dann hat er ja überhaupt keine Ursache mehr, für sie etwas zu thun. Dann liebt sie doch Schlicht und ist für ihn eine fremde Dame, die ihn weiter nicht kümmert.

Das heißt nun gar nichts. Es ist ganz albern. Er hat doch Beweise genug, daß sie ihn liebt.

Ja, wie sie die Liebe eben versteht! Es ist immer die alte Geschichte. Er hat es ihr tausend Mal gesagt. Sie unterhält sich gern mit ihm und er reizt ihre Sinne und endlich ist sie auch ein bischen romantisch und verschmäht ein kleines Abenteuer nicht, so weit es ihre Zeit erlaubt und die häusliche Ordnung weiter nicht gestört wird. Aber ihr Gefühl gehört dem anderen. Mit allen guten Wünschen und Hoffnungen ist sie immer bei

ihm. Wie sie es einmal gesagt hat: Sie ist doch schließlich immer seine Frau.

Aber das ist doch einmal so. Sie kann es nicht ändern. Sie ist doch einmal seine Frau und was ihm Böses geschieht, geht immer zuletzt an ihr aus und wer ihr helfen will, muß ihm helfen. Das ist einmal so. Das ist bei verheirateten Leuten natürlich so. Da kann man nichts machen. Er weiß das ja auch. Er ist doch kein Kind. Er kennt die Welt. Er hat blos wieder eine von seinen Launen und möchte sie quälen. Aber dann soll sie an seine Liebe glauben! Und das erste Mal, da sie mit einem Wunsche, mit einer Bitte kommt und nun auch einmal er etwas für sie thun soll, da drückt er sich gleich. Er denkt es sich offenbar so, daß nur immer sie Opfer um Opfer bringen und er gelassen alles nehmen, nichts dafür geben soll. Das sind die Männer!

Er sagt nichts mehr. Es wäre doch vergeblich. Vernunft und Gründe helfen nicht. Es ist gescheidter erst nicht zu streiten. Am Ende geschieht doch, was sie will. Es bleibt ihm ja schließlich nichts anderes übrig.

Aber er denkt, daß man heiraten soll. Es ist das Einzige. Man wird betrogen — ja! Aber was macht denn das? Man gewinnt doch ein ewiges, unauslöschliches Gefühl, welches sie keinem anderen gewähren, weil die Liebe dem Weibe blos ein hübsches Vergnügen, aber die eheliche Gemeinschaft aller Sorgen allein sein wirklicher Ernst ist.

10.

Jan ist sehr verdrießlich.

Den ganzen Tag hetzt er durch die Stadt und muß höflich sein und schön thun — alles blos für diesen dummen Schlicht. Er hat es jetzt einmal versprochen und man weiß auch schon, daß er sich für ihn verwendet. Seine Ehre ist engagiert. Man soll nicht sagen dürfen, daß seine Empfehlung nicht wirkt. Es muß gelingen.

Wenn er dann endlich ganz atemlos und müde ist, dann darf er abends zur Erholung mit Schlicht und Dora den weiteren Plan beraten, was sonst noch etwa helfen könnte. Dora denkt gar nichts anderes mehr. Und Schlicht geht herum und prahlt, daß es ja blos für das Wohl und die Ehre der Stadt, des Landes und des Reiches geschieht. Recht angenehme Abende. Das ganze heißt dann Liebe.

Und wenn es seiner erfinderischen Geduld einmal gelingt, ein anderes Thema zu bringen, giebt es jetzt immer gleich Streit. Sie vertragen sich jetzt gar nicht mehr. Es ist in jedem eine heimliche Erbitterung gegen den anderen geblieben. Und man kann sich auch mit Schlicht überhaupt auf die Dauer nicht verhalten. Er hat die ältesten Meinungen der kleinen Bürger, verschollene Gemeinplätze und Schrullen, die lange abge-

than sind, aber er spielt damit den Revolutionär im Geiste, den Märtyrer neuer Ideen, den verwegenen Pionier der Zukunft.

Jan sieht immer mehr: es kommt viel weniger darauf an, die richtige Frau zu finden, die einem paßt, als vielmehr die Frau des richtigen Mannes, der einem paßt. Wenn man sich mit dem Manne versteht, geht alles. Aber von der schönsten, besten und nächsten Frau hat man nichts, wenn man mit der Weise des Mannes nicht stimmt.

Er ist sehr verdrießlich.

Und nun ist heute auch noch wieder einmal einer von den bösen Tagen, wo überhaupt alles schief geht.

Er denkt oft, woher es eigentlich kommen mag. Es klingt abergläubisch. Aber er läßt es sich nicht nehmen. Er hat es zu oft erfahren. Es giebt Zeiten, wo alles gelingt, und es giebt Zeiten, wo nichts gelingt; Zeiten, wo jede Dummheit zum Guten schlägt, und Zeiten, wo der beste Rat versagt; Zeiten, wo man unbedenklich alles wagen darf, und Zeiten, wo man sich lieber gleich niederlegen und alles verschlafen sollte.

Er kennt diese grauen Tage. Er ist es längst gewohnt. Er wundert sich nicht mehr. Er wehrt sich nicht mehr. Es ist doch umsonst. Er fügt sich in das Unvermeidliche und denkt blos: Aha, fängt wieder so eine Serie an! Wenn es eine Weile gut geht, wird er ängstlich: dann wird das Rad nächstens wieder gedreht und es kommt die schlechte Seite.

Dann ist alles verschworen. Gleich morgens fängt es an. Erwartete Briefe bleiben aus; unvermutete, ärgerliche kommen. Wenn er ohne Schirm ist, regnet es sicher. Die Leute, die er sucht, trifft er nicht, aber wo er blos die Karte lassen möchte, die sind daheim. Wenn er die Tramway nach Döbling braucht, giebt es alle anderen Wagen, nur gerade den gelben nicht. Keine Virginier hat Luft und wenn er zum Worte gemeldet ist, geht seine Rede gewiß in das Abendblatt und verloren.

Dagegen ist alles vergeblich. Er widersetzt sich nicht mehr. Er hat eher das Gefühl, sein Pech geflissentlich zu vermehren, damit das unerläßliche Maß früher voll werde.

Heute ist ein solcher Tag.

Er ist sechs Stunden lang in der Stadt herum und hat alle möglichen Leute verfehlt und am Ende nichts gerichtet. Nun kann er noch die Vorwürfe Doras hören. Und Schlicht geht gekränkt herum und spielt den verkannten Patrioten.

Es wird gleich wieder eine Szene geben. Jan fühlt es wie ein Gewitter, das kommt. Es hat gar keinen Sinn. Er möchte es vermeiden. Er will doch sehen, ob er nicht einen anderen Ton bringen kann. Er versucht allerhand Schnurren und Scherze.

Aber es ist umsonst. Schlicht bleibt beleidigt. Dora verzärtelt ihn, wie einen Kranken, stopft ihm die Pfeife, streichelt ihn, immer mit strengen, strafenden

Blicken auf Jan. Keinen Verbrecher könnte sie schlimmer behandeln. Es ist zu lächerlich.

Aber er wird sich schon rächen. Er wird ihm seine gelassene Würde schon vertreiben. Er weiß schon, was ihn ärgert. Er kennt seine Leute. Er weiß ganz genau, wo man ihn trifft.

Und er beginnt die neuesten Geschichten der Chronique scandaleuse, von durchgegangenen Frauen und betrogenen Gatten, immer mit dem Schlusse: Wie die Frauen eben einmal sind! Er weiß, daß es Schlicht nicht mag. Er wird ihn schon aus seiner Ruhe kitzeln.

Da ist besonders eine Geschichte von der Frau des Präsidenten Kleber. Das nervöse Persönchen hat sich in einen albernen Studenten vernarrt, der kaum die ersten Prüfungen hat. Nun bildet sich das störrische Köpfchen plötzlich ein, daß er Professor werden muß, außerordentlicher Professor an der Universität. Großer Skandal im ganzen Ministerium, wie der gehorsame Gatte es verlangt. Der Kultusminister will gehen, aber der Präsident giebt nicht nach. Und natürlich ernennen sie ihn zuletzt. Aber da empört sich die Universität. Der Senat protestiert. Die Studenten randalieren vor dem Hotel des Ministers. Das ist nun ein Fressen für die Opposition. Fünf Interpellationen sind angekündigt. Die Sitzung kann recht munter werden.

„Da hilft eben nichts: Der Mann muß gehen,“ sagt Schlicht entschieden.

Jan thut verwundert: „Das seh' ich nun gar nicht ein! Warum denn?“

„Er kann unmöglich im Amte bleiben. Es wäre eine Schmach für Oesterreich! Ein betrogener Gatte ist immer eine lächerliche Figur!“

„Dann müßte man aber zuerst ein Gesetz machen, daß Minister nicht heiraten dürfen. Das wäre ja zu erwägen.“

„Du redest von der Ehe wie der Blinde von der Farbe. Im Café mag das für sehr geistreich gelten. Aber wir sprechen hier doch im Ernste.“

„Ich meine es auch ganz ernst. Wer nicht betrogen sein will, soll nicht heiraten. Sonst giebt es keine Garantie.“

„Es giebt eine Garantie im Charakter des Mannes. Wer betrogen wird, verdient es nicht besser. Man muß nur die Augen offen und den Verstand beisammen halten.“

Jan glaubt eine leise Ironie zu hören. Er bildet sich ein, daß Schlicht an jenen ersten Besuch denkt. Es reizt ihn, daß Schlicht sich für den Klügern halten darf. „Augen offen und Verstand beisammen — das sagt ihr alle und es hat noch keinem geholfen. Wenn zufällig einer einmal verschont bleibt, ist es immer nur eine unverdiente Gunst. Ich behaupte: Welcher Mann es sei und welche Frau es sei und wie sie sich auch lieben mögen — wenn der Rechte kommt, der es versteht, nützt alles nichts.“

„Hast Du es schon probiert?“

„Tausend Mal.“

„Ja — bei Deiner Sorte von Frauen.“

„Alle Frauen sind gleich.“

„Die anständigen kennst Du eben nicht.“

„Darin sind sie alle gleich. Anständig ist auch nur so eine Redensart.“

„Jedenfalls sagt man so etwas nicht vor einer anständigen Frau.“

„Ich sage, was ich weiß.“

„Du müßtest doch vor Dora —“

„Ich muß garnichts.“

„Aber, lieber Freund, erlaube! Wenn Du von allen Frauen behauptest — “

„Von allen Frauen ohne Ausnahme!“

„Dann behauptest Du es auch von der meinen?“

„Natürlich! Genieren werd' ich mich!“

Schlicht springt auf: „Das ist einfach eine Gemeinheit!“

„Aber ich bitte Dich — blamier' Dich nicht! Du machst Dich ja blos lächerlich. Ich weiß es doch!“

Nun ist eine ängstliche Pause.

Dora sieht ungläubig, erstaunt, als hätte sie falsch gehört. Was soll denn das sein? Er wird doch nicht, er kann doch unmöglich —

Schlicht ist verstummt. Er sieht auf Bludinski und dann sieht er auf Dora und sieht wieder auf Bludinski. „Was denn, was denn?“ stammelt er endlich, wie einer, der angeredet wird und nicht recht verstanden hat.

Bludinski weiß gar nichts. Er kann das doch nicht gesagt haben! Was hat er denn auf einmal? Was fällt ihm denn ein? Aber es ist wie eine fremde Stimme aus ihm gekommen, über die er nichts vermag.

Da rafft sich Dora zuerst auf: „Solche Sachen . . . das gehört sich doch wirklich nicht, so etwas zu sagen.“

Das löst den Bann. Bludinski ist plötzlich wieder besonnen und wach. „Sie haben Recht! Es war ganz dumm. Entschuldigen Sie!“

Schlicht erklärt: „Ich hab' ja gewiß nichts gegen einen guten Spaß, aber es muß doch eine gewisse Grenze geben.“

Jan reicht ihm versöhnlich die Hand: „Sei nicht bös. Du kennst mich doch. Meine Nerven sind heut' nicht extra. Du kennst doch meine Zustände. Da ist es, als ob der Teufel aus mir reden möchte. Sprechen wir nicht mehr davon.“

Sie atmen alle drei erleichtert auf.

11.

Bludinski ist fort. Dora geht schlafen. Schlicht will noch arbeiten.

Er könnte jetzt nicht schlafen. Aber er kann auch nicht arbeiten. Er wandert im Zimmer und sinnt und fragt und weiß keine Antwort und hat keinen Rat.

Was war das mit Jan? Wie kann er so etwas sagen? Hat sich das böse Gewissen verraten oder ist es wirklich wieder nur einer von seinen albernen Späßen?

Man kann doch so etwas nicht sagen, außer wenn man wirklich — aber dann sagt man es erst recht nicht, dann gewiß nicht. Hat man derlei je gehört? Nein, es ist vielmehr ohne Zweifel der beste Beweis — obwohl auf der anderen Seite wieder — denn wenn es nichts als eine Renomage ist, dann wäre es gar infam.

Es will genau besonnen und geprüft sein. Und natürlich ohne jede Rücksicht auf die Folgen überhaupt und gerade jetzt, wo er Bludinski braucht. Ohne jede Rücksicht.

Daß einer aus bloßer Lust am Streite gleich behaupten sollte — ohne irgend einen Grund —! Nur muß man freilich auch wieder an seine irren und verderbten Nerven denken. Aber man lügt doch nicht aus schwachen Nerven? Man verrät sich unbedacht — ja, wenn man seine kranken und zuchtlosen Nerven nimmt und wie er schon eine hysterische Natur ist, dann wäre es ganz klar, daß er sich einfach unbedacht verraten hätte.

Schlicht weiß, was er zu thun hat. Keinen Moment würde er zaudern. Seine Ehre über alles. Es mag hart sein, an der Schwelle des Glückes den liebsten Wünschen zu entsagen — denn natürlich: der Skandal einer Scheidung nähme die letzte Hoffnung. Bludinski würde und könnte sich nicht mehr für ihn verwenden und er würde ja dann auch die Stelle um keinen Preis von ihm —. Aber das fragt er nicht. Es gilt seine Ehre und jeder andere Gedanke schweigt.

Nur — er muß es doch zuerst gelassen prüfen. Er darf nicht blindlings einem vielleicht doch trügerischen

Schein vertrauen. Es will kalt und klug erwogen und bedacht sein.

Und eigentlich, wenn er sich die Natur Bludinski's recht überlegt, ist es sehr unwahrscheinlich. Bludinski ist nicht der Mann, eine anständige Frau zu verführen. Nicht als ob er vielleicht Bedenken hätte; moralisch taugt er nichts. Aber das verlangt eine gewisse Kraft, eine geduldige Mühe, eine Ausdauer im Bösen, die seinen fahrigen, unsteten Nerven versagt sind. Sie folgen kurzen, vergänglichen, atemlosen Drängen und ihre Leidenschaft von heute ist morgen lange vergessen. Leichteren Damen, die schon warten und sich der ersten Begierde ergeben, mag es gefährlich sein; wahrhafter Tugend, die sich verteidigt, geschieht nichts.

Er sieht ja jetzt eben wieder, wie Bludinski ist, in der Sache seiner Ernennung. Erst gleich mit ganzer Seele dabei; alles wollte er thun. Aber wenn man ihn nicht täglich drängen und stupfen würde, wüßte er längst nichts mehr. Es hält bei ihm nichts über die Nacht. Er braucht immer einen, der ihn treibt. Er braucht eine Bestimmung von außen. Es fehlt die eigene Führung. Nein, wer selber wie eine Frau ist, wird keiner Frau gefährlich.

Er ist schon ganz müde von dem ewigen Auf und Ab im Zimmer. Und nun soll er erst noch an seine Arbeit. Daß es auch gerade jetzt passieren mußte! Gerade jetzt paßt es ihm garnicht. Er hat den Kopf von tausend Dingen voll.

Aber von Dora ist es undenkbar. Er weiß doch,

wie sie ihn liebt und mit allen Gedanken und Gefühlen an ihm hängt und überhaupt nur für ihn, durch ihn, von ihm lebt. Freilich, sie ist so thöricht und schwach, sie ist ein Kind und es könnte schon — gerade weil sie sich in ihrer Liebe so sicher und geschützt fühlt, könnte vielleicht ein kluger, bedächtiger und beharrlicher Verführer — aber wo ist denn Jan bedächtig und klug und wo hätte denn Jan die Geduld!

Nein, es ist, wie er ihn kennt und wie er sie kennt, je mehr er ihre Naturen bedenkt und vergleicht, es ist ganz einfach nicht möglich. Er schämt sich, daß er es nur eine Minute glauben mochte. Er darf es ihr garnicht sagen; es würde sie kränken.

Und dann noch etwas — das ist doch der beste Beweis: er hätte es längst gemerkt! Er hätte es gleich gemerkt! Er hätte es ganz gewiß gemerkt! Wenn das Unglaubliche, Undenkbare, Unmögliche geschehen wäre, daß sie einem Taumel der Sinne erlag — er hätte es noch am selben Tage gewußt! Sie kann sich vor ihm nicht verstellen. Er kennt ihr Gemüt bis in die letzten heimlichsten Falten. Er liest jede flüchtige Stimmung von ihrer Stirne. Und sie wäre Tage, Wochen, Monate neben ihm gewesen, mit dieser entsetzlichen Schuld auf dem Herzen, und er hätte nichts gemerkt? Er kann überhaupt nicht denken, wie das einem anständigen Manne passieren sollte. Das müssen ganz blinde und verliebte Thoren sein, die allen klaren Sinn verloren haben. Er prüft doch täglich seine Frau und wacht. Er weiß, was in ihr geschieht. Er leitet sie.

Es giebt ein sehr einfaches Mittel: er wird sie fragen. Ihr Blick, ihre Stimme kann ihm nicht lügen. Und dann weiß er es wenigstens und quält sich nicht mehr.

Sie liegt schon. Wie sie ihn hört, dreht sie sich im Bette und lächelt. Das ist schön, daß er die dumme Arbeit endlich fertig hat.

„Ich bin noch nicht ganz fertig, sondern es fällt mir bloß ein — wir haben noch etwas zu besprechen.“

Sie wendet sich ganz, schiebt ein bischen den Polster hinauf, stützt sich, zieht die Decke und hört.

„Nämlich wegen Bludinski. Was war da eigentlich?“

Sie sieht erstaunt. „Was denn? Was soll denn gewesen sein?“

Es wird ihm mühsam. Aber er muß. Und endlich würgt er es heraus: „Ob Du was mit ihm gehabt hast? Sonst kann er doch sowas nicht sagen!“

Sie schrillt jäh auf: „Poldi!“ Und indem sie sich zur Wand wirft: „Und das hast Du von Deiner Frau geglaubt!“ Und unaufhaltsam stürzen die Thränen.

Er möchte auch weinen, weinen vor Rührung und vor Lust. Nun ist der häßliche, wilde Bann gebrochen. Nun atmet er wieder frei. Das ist die Stimme der Natur. Das ist Blick und Ton der Unschuld.

Er möchte weinen. Sie thut ihm unsäglich leid. Er war so roh! Er wollte garnicht. Er meinte es gar nicht so. Er hat es ja selbst nicht geglaubt, keinen Moment.

Und er beugt sich über sie und tröstet sie und fleht.

Sie sagt kein Wort und schluchzt nur leise. Sie thut ihm unsäglich leid.

Aber jetzt ist ja alles vorüber. Sie wollen garnicht mehr daran denken. Sie soll ihm nur verzeihen.

Nein, sie wird es niemals vergessen. So etwas, so etwas von ihr zu glauben! Als ob sie das nächste Mädchen von der Straße wäre!

Er schämt sich sehr. Es war abscheulich von ihm. Aber eigentlich ist es doch gut. Wenigstens sind alle Zweifel weg. Er kann wieder ruhig arbeiten. Er kann wieder ruhig an sein Werk. Er kann ganz ruhig Direktor werden und hat keinen Grund, aber wirklich gar keinen Grund, Jans Hilfe zu verschmähen.

12.

Bludinski kommt den anderen Tag und entschuldigt sich. Er weiß gar nicht, was mit ihm eigentlich war. Es sind seine Nerven. Er kann nichts dafür. Er ist selber am meisten zu bedauern. Und zwischen alten Freunden muß man manches tragen.

Schlicht beruhigt ihn. Er soll sich doch keine Skrupel machen. Er kennt seine närrischen Launen. Und was wichtiger ist, er kennt seine Frau. Es war nicht gerade sehr schicklich, aber es soll sie weiter nicht stören.

Dora ist nicht so leicht versöhnt. Sie hat sich sehr geärgert. Aber endlich kommt doch alles wieder in Ordnung.

Die nächste Woche bringt die Wiener Zeitung die Ernennung Schlichts zum Generaldirektor des Verkehrs-Amtes.

Jan hat keine rechte Freude mehr. Er kommt ungehindert alle Tage. Er hat es jetzt sehr bequem. Aber es ist ein bischen fade. Er verträgt doch die Ruhe auf die Dauer nicht. Es war schöner, als sie sich in Gefahr und Angst heimlich zu einander stehlen mußten. Das hatte doch wenigstens einen gewissen romantischen Schimmer. Jetzt ist es ganz platt und bürgerlich.

Aber mit einer Anderen wäre wieder irgend was anderes. Es ist niemals so, wie man es möchte. Man mag es niemals so, wie es ist.

Die Schneiderin.

1.

Rings sind Rosen, den ganzen Weg, unter der schiefen Sonne. Heimliches Leben huscht um den Wagen. Der Tag verlischt.

Der Minister ist sehr vergnügt. Er hat auch guten Grund. Die russischen Zucker laufen vortrefflich; Maggie erwartet ihn; und der unvermutete Sieg in der Kammer — alles geht famos.

Mit fünfzig Stimmen — er hätte es nicht gedacht, aufrichtig gesagt. Die Stimmung war flau. Wenn sich die Polen nicht im letzten Moment besannen —! Er weiß noch immer nicht warum. Die ganze Politik ist doch die reine Lotterie.

Nun hat er endlich wieder Ruhe. Es ist auch höchste Zeit. Er braucht es. Man kriegt das satt. Man wird nervöse. Es ist kein Spaß, eine Woche zu wackeln. Man wird ganz schwindlig und seekrank. Die Blätter hatten die Nekrologe schon bereit. Man nannte schon seinen Nachfolger. Man wußte schon, daß er als Landespräsident in die Bukowina geschickt werden sollte —

ausgesucht die Bukowina auch noch! Und das ging die ganze Woche so, unabänderlich, Tag für Tag. Gott sei Dank, daß es vorbei ist.

Nicht als ob er vielleicht — nein, wahrhaftig nicht! Er klammert sich nicht an den Posten. Warum denn auch? Als ob es nicht viel schöner wäre, unbekümmert, ohne Sorge, frei zu reisen, heute hier, morgen dort, mit Maggie allein! Er darf gar nicht daran denken. Sonst geht er noch heute. Er möchte es lange. Er hat es ihnen oft genug gesagt. Er wiederholt es bei jeder Gelegenheit. Sie wissen, daß es keine Phrase ist. Aber er möchte gehen, nicht fallen. Das ist ein kleiner Unterschied. Aus eigenem Entschlusse, nicht unter dem Zwange der Feinde. Weil es ihm nicht mehr paßt, nicht weil er ihnen nicht paßt. Darum fürchtete er diese Niederlage. Darum hat er sich wie ein gereizter Eber gewehrt. Darum ist er jetzt sehr froh. Und die jungen Rosen dazu, weiße und gelbe, schüchtern und spröde, in halben Tönen, die noch nicht wagen; und rings die erste Frische der neuen Natur; und Maggie wartet! Ah, es ist Alles sehr gut. Und er streckt sich behaglich und trinkt den Frühling und spinnt Glück.

Maggie hat ganz Recht. Es ist die schönste Zeit. Schade um jede Stunde, die man versäumt — und im Juni fängt dann auch schon die zuwidere Nachbarschaft an, der wienerische Lärm und Trubel. Sie hat ganz Recht. Nur hätte es deswegen keine solche Szene gebraucht — auf einmal Hals über Kopf, bevor die Villa irgendwie fertig war, und keine Dienerschaft und keine

Möbel, die Böden aufgerissen, und ohne Tapeten, da auf einmal: Ich ziehe morgen hinaus! Es geht nicht? Es muß gehen! Alles geht, was ich will. Du wirst es schon sehen! . . . Das kann man sich doch nicht gefallen lassen.

So ist es immer mit ihr. Sie hat immer Recht. Was sie will — dagegen läßt sich garnichts sagen. Nur — er verträgt ihren Ton nicht. Sie kann ihn doch fragen und bitten. Sie ist doch endlich seine Maitresse. Aber sie thut wie eine Herzogin. Das will sie, das befiehlt sie und alle müssen gehorchen. Es ist ungeschickt und beleidigend. Er wird es ihr schon noch abgewöhnen. Er will ihr ja wahrhaftig nichts versagen. Er möchte nur darum gebeten sein. Sie soll nur anerkennen, daß er doch thun kann, was er will; dann wird er gerne thun, was sie will. Sie schadet sich selber. Daß die Weiber das nicht begreifen!

Vielleicht liegt es auch in der Race. Sie kann am Ende nichts dafür. Diese Amerikanerinnen sind anders. Was wir für das eigentlich Weibliche nehmen, fehlt ihnen, die sanfte, geduldige Ergebung. Sie haben immer gleich den Revolver in jedem Blicke, in jedem Worte. Sie sind vielleicht gar nicht so herrisch und gewaltsam, wie wir sie empfinden. Sie wissen nur nicht zu dienen. Dafür sind sie auch wieder nicht zimperlich. Sie sind weniger Damen und weniger Magd. Sie fühlen sich dem Manne gleich. Sie lieben anders. Die unterwürfige Treue unserer Frauen, den hypnotischen Gehorsam der Liebe kennen sie nicht. Sie be-

halten in der Liebe ihre Natur. Sie verlieren den eigenen Willen nicht. Sie lieben wie der Mann. Vielleicht ist das gerade ihr Reiz. Nur, auf die Dauer, und gar vor den Leuten — man kommt um alle Autorität. Höchstens ein Tenor verträgt es. Es ist nicht die richtige Liebe — was sie auch sagen mögen! Ein Weib, das noch einen eigenen Wunsch und seinen Willen hat, liebt nicht. Und wenn das wirklich, wie sie versichern, bei dieser Race immer so ist, dann kann die ganze Race eben überhaupt nicht lieben. Darum sehen sie so gut aus. Vielleicht ist auch die viele Hydrotherapie schuld. Das kalte Wasser ersäuft die Liebe. Die Spanierin wäscht sich gar nicht. Sie sind überhaupt keine Frauen. Sie sind Melusinen, Wasserhexen, Fische.

Vielleicht erklärt gerade das seine Leidenschaft für das seltsame, tolle, gelassene Mädchen. Vielleicht liebt er sie blos, weil sie nicht lieben kann. Sonst wäre es vielleicht längst wieder aus.

Es sollte schon längst wieder aus sein. Es dauert jetzt über ein Jahr. Und es ist jetzt heftiger als je. Er hätte es nicht für möglich gehalten. Einem anderen würde er es nicht glauben. Er ist doch kein Neuling im Leben und in der Liebe. Er hat sein Glück redlich genützt, oben und unten, in allen Ländern, zu langen Leidenschaften und rapiden Launen. Er hat lange gemeint, daß für ihn Alles erschöpft, nichts mehr übrig, nichts mehr zu genießen wäre. Und nun ist er vor dem wilden und ruhigen Kinde wie ein blöder Gymnasiast!

Er weiß nicht, wie es kam. Ganz leise, unmerklich

ist es geschehen. Es war nicht der berühmte Blitz. Er dachte erst gar nicht, daß es Liebe werden könnte. Sie gefiel ihm. Er freute sich an der hellen und geraden Schönheit ihres Leibes, ihres Geistes. Er plauderte gern mit ihr. Er hörte gern die tiefe Fülle ihrer Stimme. Er sah gern in das strenge Rätsel ihres Blickes. Aber es war vielmehr Lust und Begierde des Kopfes. Seine Sinne schwiegen. Seine Nerven wünschten sie; und wenn er dann auch ihren Leib verlangte, so wurde es, um ihre Seele besser zu gewinnen. Er warb, um ihre Natur zu erwerben. Es würde zwischen ihnen sonst immer was Fremdes, Unverständliches bleiben. Der Taumel, die Leidenschaft, die Wut der Sinne sollte das letzte Geheimniß aus ihrem Grunde treiben und seinem Willen, seiner Laune geben. Sonst verfolgte sie ihn und ließ ihn nicht, wie eine Frage, wie eine Rechnung, wie eine ungelöste Dissonanz. Um sich ihrer zu entledigen, mußte er sie besitzen. So ist es gekommen. Er erinnert sich ganz deutlich. Es ist ja noch immer so.

Der Wagen hält. Es ist Niemand da. Kein Mensch. Die Läden der Villa zu, bis auf das Fenster unten rechts. Das Thor versperrt. Keine Antwort. Er hat ihr doch geschrieben, daß er kommt. Es ist später geworden, als er meinte. Sie mußte ihn schon vor einer Stunde erwarten. Im Garten keine Spur. Stumm wie ein Märchen. Die Rosen nicken im Traume. Er kann nicht in das Haus. Und kein Diener. Sonderbar. Aber er kennt sie doch! Irgend eine plötzliche Idee — man hat ihr vom Schönbrunner Park erzählt

oder vielleicht ist irgend wo in Weidlingau ein Fest. Er wird sich deshalb nicht die Laune verderben. Sie wird schon kommen. Er wird geduldig warten. Er schickt den Wagen in's Dorf.

Es ist schön im Garten, feierlich und froh. Das junge Grün kneift lüstern die winzigen Augen, wie ein schlimmer Bub, der gleich was anstellen wird. Verwegen tänzerisch möchte es sich regen gegen den großen, heiligen Frieden. Er horcht erstaunt und alles ist still, ganz stille. Aber er fühlt es doch, als hörte er rings die Säfte rieseln.

Es wird ihm frei und heiter. Was wohl die Rosen fragen, ob das Ministerium fällt! Und er summt leise seinen alten Horaz. Ja, fern von Geschäften, unbekümmert um den Streit der Menschen, in der guten Natur — da wäre das Glück. Ueber Blumen und Bäume gebieten, die dankbar und edel sind — und fern von den Menschen und mit ihr allein!

Er wird immer sentimental, wenn er sie erwartet. Es ist seltsam. Sie hat ihn ganz verwechselt und vertauscht. Sonst, die Anderen klagten und hießen ihn frivol, spöttisch, ohne Gemüt; er befand sich dabei viel besser. Jetzt auf einmal ist er der reine Brackenburg. Brackenburg, der zahlt und alles hat, was er will, und immer nur desto brackenburgischer wird!

Eigentlich darf er sich freuen. Es zeigt, wie jung er noch fühlt. Er ist nicht blasiert. Er hat alle Kraft und Leidenschaft bewahrt. Er empfindet jetzt tiefer, schöner, reiner, als er mit zwanzig Jahren em=

pfand. Er ist wieder Jüngling, aber mit einem Stolz, mit einer Freude, mit einem Mut, welche dem Jünglinge fehlen. Er schämt sich der blauen Romantik nicht, er wehrt und verheimlicht sich nicht, er giebt sich ihr mit Lust und Eifer. Er will auch einmal die große Leidenschaft kosten, einmal im Leben, von der er ungläubig so wunderliche Botschaft gehört.

Es ist, wenn er es recht bedenkt, es ist ganz thöricht. Er sagt es sich immer, daß es ganz thöricht ist. Aber es nützt nichts. Er kann es nicht verstehen. Aber er wird es nicht los.

Was hat denn dieses Weib? Es muß doch irgend etwas an ihr sein, ein geheimer Zauber, den keine andere vermag. Sonst — woher sonst dieses ungekannte, nicht ersättliche Gefühl? Warum ist es diesmal ganz anders, gegen jede Regel? Er kennt doch die ewige Geschichte: Man begehrt, man hat und dann ist es wieder aus. Woher also auf einmal diese unverstandene, unverständliche Begierde, die der Besitz nicht erlöst? Er kann es nicht finden. Weil sie schön ist? Er hatte schönere. Weil es eine fremde, neue Schönheit ist, welche die Sinne und Nerven exotisch reizt? Aber jetzt doch nicht mehr fremd und jetzt doch nicht mehr neu — es dauert bald ein Jahr, daß er sie hat.

Ja — es wird jetzt bald ein Jahr. Er hat sie. Sie ist sein. Ganz sein. Was will er denn noch?

Da ist das Rätsel. Das hält ihn. Er hat sie, aber er fühlt sie nicht. Es bleibt ein zäher Rest von unerfüllten Wünschen. Sie versagt ihm keine Bitte,

keine Laune; er darf sich nicht beklagen. Aber er möchte mehr. Er weiß nicht was. Er kann es nicht nennen. Er sinnt oft lange und sucht und fragt und horcht und findet es nicht. Er hat, was er wünscht, aber er fühlt es nicht. Er fühlt sich noch immer wie vor dem Besitze. Er fühlt sich nicht satt. Das müßte doch ein anderes Gefühl sein. Das war doch, wenn er sich erinnert, das war doch sonst ein anderes Gefühl. Was mag nur diesmal fehlen? Er fühlt es, als hätte er sie genommen, aber sie hätte sich nicht gegeben.

Vielleicht . . . vielleicht, weil sie eine Natur ist, eine eigene, entschiedene und unbändige Natur. Das hat er am Weibe nicht gekannt. Die Anderen sind nur Fleisch und Sinne. Wer ihren Leib zwingt, hat Alles. Sie werden vom Leibe bestimmt und geführt.

Aber vielleicht — vielleicht ist es doch auch ihre Schönheit. Es gibt schönere. Mag sein. Aber keine hat diesen reinen, edlen, unirdischen Styl von Schönheit, wie die Vision eines freien, der Sinne entbundenen, in sich verklärten Geistes. Er weiß ein Bild der Laura Johnson, von Bezin. Das sieht er immer wieder. So ist sie: Von eben dieser herben, spröden Strenge, daß sie eher einem verkleideten Knaben gleicht, von eben dieser gelassenen Würde, die kein wilder Trieb verwirrt, vou eben dieser unveräußerlichen, im Blute seßhaften Keuschheit. Sie wird nur desto jungfräulicher aus jeder Umarmung.

Hier ist ihr Reiz, ihr Wunder, ihre Kraft. Worte fassen es nicht. Man muß es stumm verehren. Nur

freilich manchmal —! Manchmal sieht er einen Studenten auf der Straße, einen Studenten oder Kommis mit seinem Mädchen; das Mädchen ist dürftig und gering; aber wie sie sich demütig schmiegt und in jedem Blicke, jedem Schritte sein Geschöpf und seine Sache ist — ob der nicht vielmehr das wahre Glück hat, wenn es einem auch bald sehr fade würde?

Einem Weibe den Willen nehmen und seinen eigenen geben — vielleicht ist hier allein das Glück. Das Käthchen von Heilbronn liebt. Die Andern betrügen sich alle nur selbst. Das ist keine Liebe. Das ist kein Glück.

Sie müßte immer fühlen, was er fühlt. Wenn man einen Wunsch erst sagen soll, das ist schon nicht mehr das Rechte. Sie müßte von selber dasselbe wünschen. So hat er Andere gehabt. Sie kann es nicht. Er hat gemeint, daß sie ihn heut erwarten wird und sie ist unbekümmert fort. Darf das Liebe heißen? Das ist keine Liebe. Er sollte von ihr lassen, wenn er schon sieht, daß sie nicht lieben kann.

Und er sollte wenigstens nicht immer an sie denken! Da sind Rosen. Da ist Frühling. Und sein Sieg in der Kammer. Was quält er sich da mit ihr und brütet und sucht?

Es dunkelt. Es wird kalt. Und er hat Hunger.

Da raschelt es im Garten. Das Thor geht. Er wendet sich. Aber es ist nicht Maggie. Er kennt das spitze, winzige Ding nicht. Sie nähert sich scheu, zögert, knixt linkisch, entschuldigt sich und fragt nach Maggie;

sie ist auf vier bestellt, zur Probe, mit dem neuen Kleid und jetzt wird es gleich neun — sie war schon dreimal da. Wenn sie wenigstens das Packet hier lassen dürfte! Es ist so schwer.

Das Packet mag sie lassen und soll in einer halben Stunde wieder kommen; ihre Gesellschaft kann er nicht brauchen; das fehlte ihm noch! Er schnauzt sie heftig zusammen. Er weiß selber gar nicht, warum er so grob ist.

„Küss' die Hand, Excellenz!" und die Kleine trippelt flink davon.

Er ärgert sich jetzt, daß er so grob war. Aber endlich reißt einem einmal die Geduld. Das ist wieder echt Maggie. Die Leute auf vier bestellen und dann können sie bis Mitternacht warten. Rücksicht kennt sie nicht. Nur was ihr gerade Spaß macht! Um sie dreht sich die Welt. Er kann warten. Er kann sich ja einst=weilen mit der Schneiderin unterhalten, traulich auf und ab im Garten.

Die Leute sind aber auch selber Schuld. Warum lassen sie sich so behandeln? Was wartet die Gans von vier bis zehn? Er würde es ihr schon zeigen. Wenn man es sich nicht gefallen ließe, würde sie bald anders. Aber die Leute haben alle keine Würde, keine Ehre. Sie verdienen es gar nicht besser. Sie fühlen sich selber nur als Menschen zweiter Klasse. Aber dann möchte das Freiheit und alle möglichen Rechte verlangen. Es würde eine schöne Wirtschaft. Er wird den Herren Demokraten

nächstens wieder einmal seine Meinung sagen, aber gehörig!

Eigentlich war das Ding gar nicht übel. Er liebt diese scharfen, spitzen, eckigen Gestalten. Wie eine Grisette das Boutet. Und hübsche Augen hat sie, munter und vertraulich, ganz winzige braune Sterne, die funkeln. Nur so geduckt und ängstlich in der Haltung, wie ein Hund, der zu viel geprügelt wird. Sie ist sehr nett und zierlich gekleidet, aber unter dem modischen Jaquet hat sie so kümmerliche, arme, fadenscheinige Geberden.

Ein Wagen rollt. Man hält vor dem Thore. Und er hört das tiefe, satte, herrische Lachen Maggies.

Seltsam — wenn er sie kommen sieht, hat er unvermeidlich jedesmal das nämliche Bild. Er sieht die Treppe der großen Oper mit der langen, langen Reihe begehrlicher Huldigung, durch welche sie gelassen, unberührt, wie eine Königin schreitet. So geht sie immer, als ginge sie im Triumphe zwischen Höflingen ihrer Schönheit.

2.

Maggie ist sehr lustig. Es war wunderschön. Sie kommen von Weidlingau. Lo ist dort. Seit gestern. Weißt, die kleine schwarze vom Grafen Dürck, mit dem Froschmaul! Sie wohnt famos — alles japa-

nisch, reizend. Nichts zu sagen, das Mädl hat Geschmack. Aber sie soll doch noch springen vor Neid — bis nur erst hier alles fertig ist. Jetzt freilich —!

Jetzt ist noch alles drunter und drüber, greulich. Es dauert noch eine Woche. Da kann man nichts machen. Aber dann — aber dann! Er wird schauen. Sie ändert alles: Tapeten, Möbel und oben ein großer Saal gebrochen, durch den ganzen Stock, für Feste. Jetzt ist es freilich etwas unbequem: Der Lärm der Arbeiter und der Geruch der frischen Farbe und sie hat dieses einzige Zimmer, wo sie empfängt, schläft und ißt — alles. Was thut's? In einer Woche ist's vorbei. Sie bringt auch einmal ein Opfer.

Er ärgert sich. So ist sie immer, unverbesserlich. Immer von diesem naiven, selbstverständlichen Egoismus, der es überhaupt gar nicht merkt. Es fällt ihr nicht ein, daß sie sich entschuldigen müßte. Es fällt ihr nicht ein, daß sie ihn warten ließ, fast eine Stunde. Es fällt ihr nicht ein, was anderes zu denken, als an die eigene Laune. Sie weiß garnicht, daß außer ihr noch jemand auf der Welt sein könnte. Das wird sie niemals verstehen. Alle Mühe ist umsonst. Er hat es oft genug versucht. Sie erstaunt, thut sehr verwundert und begreift ihn überhaupt gar nicht, was er eigentlich will. Was ist denn nur geschehen? Schadet es ihm, wenn sie spazieren fährt? Darf sie nicht einmal mehr eine Freundin besuchen? Es ist höchste Zeit, es ihr gründlich zu erklären. Aber er wird sich jetzt nicht die Stimmung verderben. Er kennt sie. Es ist nicht leicht,

sie zu überzeugen. Es ist kein Vergnügen, ihr zu widersprechen. Es ist unnütz, mit ihr zu streiten. Da hilft kein Argument. Sie giebt nicht nach. Sie muß immer Recht behalten. Und sie hat dann, wenn er sie reizt, eine zänkische, gemeine Härte, die er lieber vermeidet. Wozu auch? Er wird sie nicht mehr erziehen. Und sie ist schön, wie eine seltene, wilde und erdachte Blume und er trinkt gern die sanften, tiefen Töne des new mown hay, der um sie wie eine scheue, weiche Serenade lullend buhlt.

Nein, er wird sich nicht selber mutwillig die Stimmung verderben, vor dem Essen. Er kann sich zwingen. Er ist ein Virtuose der Freude. Vielleicht nächstens einmal — es hat Zeit. Er merkt es sich schon. Er wird es nicht vergessen. Heute will er genießen, genießen. Es stimmt alles: der Sieg in der Kammer und nach der schlimmen Woche von Hast und Zwist wieder bei ihr und rings die jungen Rosen. Er wird sich hüten, es zu stören. So dumm ist er nicht; er versteht die Technik des Glückes und alle Kniffe seiner Regie.

Es ist freilich heut eine harte Probe; er braucht eine gute Geduld. Der Durcheinander, in dem engen Gemach, von Koffern und Kleidern und Wäsche und Flaschen und Tabak, man kann sich nirgends setzen und es riecht nach Spiritus. Die Dienerschaft hat sie gestern entlassen, alle mit einander. Es war ein großer Skandal. Lauter Banditen und Mörder und Idioten. Sie wird schon andere kriegen. Sie hat schon nach Wien

geschrieben. Einstweilen thut das Fräulein alles. Er mag das Fräulein nicht, mit der morschen, versunkenen, grauen Miene und den leeren Augen. Er liebt klare Verhältnisse. Aber heut wird sie als Schwester und morgen als Magd behandelt, jetzt speist sie mit dem Minister, dann putzt sie die Schuhe und gelegentlich kriegt sie Hiebe. Sie ist wie eine Katze, unhörbar, sanft und glatt, aber man vergißt nicht, daß sie auch einmal die Krallen zeigen könnte. Eine ungemütliche Person. Und sie spricht die st getrennt: S-tiege, S-tiefel. Er sagt ihr immer, daß sie einen Tiroler heiraten müßte.

Er braucht eine gute Geduld. Der Durcheinander und nun zieht sie sich erst um und er muß helfen und hat Hunger und möchte Ruhe. Das Fräulein holt das Essen aus dem Dorfe und wie sie kommt, hat sie den Wein vergessen und es giebt blos zwei Teller. Das Service ist oben und oben ist versperrt und die Arbeiter haben den Schlüssel. Maggie amüsiert es sehr. Er findet die ländliche Poesie ziemlich mäßig. Und sie müßte doch wenigstens seine Stimmung merken und achten. Sie soll nicht lachen, wenn es ihn verdrießt. Aber sie hat keinen Takt, sie hat kein Gefühl. Schlecht erzogen. Es müßte ihr peinlich sein, nicht weil es ihr peinlich ist, sondern weil es ihm vielleicht peinlich sein könnte. Dazu sind die Frauen doch schließlich da. Sonst hat die Liebe keinen Sinn. Aber sie wird es niemals verstehen. Immer die gleiche Geschichte. Vielleicht wäre es klüger, ihr einmal unverhohlen seine Meinung

zu sagen. Wenn er den Zorn gewaltsam zwingt und verschluckt, wird er erst recht ärgerlich und mürrisch. Aber er will sich heut die Laune nicht verderben. Und nun wird ja auch endlich gegessen, Gott sei Dank. Das ist das Beste. Er hat Hunger.

Es klopft. Die Schneiderin ist wieder da. Sie haben eben kaum angefangen. Ah, endlich! Die ganze Woche wartet Maggie schon.

Da kommt's ihr hoffentlich auf eine halbe Stunde mehr nicht an. Sonst wird der Braten kalt. Warm ist er eigentlich so nicht. Und er möchte endlich Ruhe. Ruhig und behaglich sitzen und plaudern.

Nein, das geht nicht. Das mag sie nicht. Es wäre ungemütlich. Sie hat keine Geduld. Erst muß sie das Kleid sehen; es dauert höchstens zwei Minuten!

Er kann sich die zwei Minuten ungefähr denken. Er kennt das. Er will nur nicht erst wieder streiten; es nützt ja doch nichts. Gut — soll sie das Kleid probieren! Er ißt weiter.

Ja, aber — die anderen Zimmer sind zu, die Arbeiter haben den Schlüssel und sie kann sich vor ihm doch nicht ausziehen! Was soll die Person denn denken? Er muß einen Moment in den Garten; es dauert höchstens zwei Minuten.

Er will sich heut die Laune nicht verderben. Und sie giebt ja doch nicht nach. Sie würde blos für den ganzen Abend verstimmt. Und wenigstens sieht er nicht, wie das arme Ding mißhandelt wird. Er hat noch von neulich genug, als sie das Mieder versuchte. Das

ist fürchterlich. Es würde ihm nur erst den Appetit verderben. Im Garten blühen die Rosen. Und es dauert höchstens zwei Minuten.

Es ist finster im Garten. Er kennt die Wege nicht und muß mühsam tasten. Sehr dumm, daß die Arbeiter den Schlüssel haben. Sie denkt doch auch an gar nichts — und an ihn denkt sie nie. Die zärtliche Sorge der Liebe kennt sie nicht. Sie liebt eben nicht. Die verdammte Race kann überhaupt nicht lieben. Er hat tausend Beweise. Es ist ganz albern, sich erst noch mit ihr zu quälen. Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen. Wenn sie nur nicht von dieser unglaublichen Schönheit wäre! Aber wie sie jetzt wieder neben der Schneiderin, die doch ganz nett und zierlich ist — sie hat, es läßt sich kaum sagen: Sie hat einen heiteren Adel an sich, der gar nicht von menschlicher Abkunft scheint, etwas außer der Erde und über der Erde, wie das Leuchten einer freien Seele. Das sind dumme, impotente Worte. Aber so irgendwie fühlt er es. Als ob ihr Leib ein feiner Schleier wäre, durch den sich köstliche Heimlichkeiten verraten, die sonst versagt sind.

Es ist entschieden sehr unbequem, im Finstern zu tappen. Er rennt an die Bäume. Die Rosen ritzen. Und ihre zwei Minuten — aber das konnte er sich ja denken. Was ist das für eine Idee, den Arbeitern den Schlüssel zu lassen? Und da fällt ihm plötzlich ein: Wo wird er denn eigentlich schlafen? Das ist hübsch! Die anderen Zimmer sind zu. Sie haben nur dieses — Maggie im Bett, das Fräulein auf dem Sopha. Also das geht

doch unmöglich. Man kann das Fräulein auch nicht gut in's Dorf schicken, über die Nacht. Was sollen die Leute sagen? Er muß immerhin eine gewisse Rücksicht auf seine Stellung nehmen. Die anderen Zimmer sind zu. Er weiß keinen Rat. Er wird am Ende selber in's Dorf müssen. Ah, danke ergebenst! Aber . . . es wird kaum etwas Anderes übrig bleiben. Er ist sehr wild. Da steht sein Haus, drei Stöcke hoch, aus seinem Gelde erbaut — und er kann in der Bauernschänke sich vom groben Linnen kratzen und von Flöhen zwicken lassen! Es geht schon wirklich nichts über die Weiber! Aber lieber fährt er noch heute zurück.

Es ist unangenehm, jeden Schritt an einen Baum zu rennen. Er giebt es auf. Er wird vor dem Hause warten, unter dem Fenster. Da ist wenigstens ein schwacher Schein. Gar so lange kann es ja nicht mehr dauern.

Er will eine Zigarette. Es ist thöricht. Es wird ihm dann nicht mehr schmecken. Aber sonst hält er es nicht aus. Er kann nicht so stehen. Er ist schon ganz nervöse.

Er findet das Etui nicht mit den Zigaretten. Es wird im Paletot sein. Ja, er erinnert sich. Er wird rufen. Sie können es durch's Fenster werfen.

Sie hören ihn nicht gleich. Es ist ein großer Lärm. Maggie schreit und wütet. Er muß dreimal rufen. Dann giebt sie es ihm. Aber sie ist sehr ungehalten: „Das fehlt gerade noch, daß Du auch noch anfängst — Du

hast doch auch gar keine Rücksicht!“ Das Fenster klirrt. Und er hört sie wieder schreien und wüten.

Es wäre beinahe gescheidter, wieder an die Bäume zu rennen. Hier ist es ganz unleidlich. Er mag ihren Ton mit Untergebenen nicht. Sie kann ohne Aufwand von Geschrei und Lärm nicht befehlen. Darum gehorcht ihr Niemand. Sie verdirbt die besten Diener. Ruhige Herrschaft vermag sie nicht. Sie behandelt einen als ebenbürtig oder sie behandelt ihn als Neger und meistens behandelt sie Alle als Beides zugleich. Höflich Distanz bewahren, hat sie nicht gelernt. Ob das auch amerikanisch ist? Aber dann prahlen sie mit ihrer Freiheit.

Er horcht. Er will es nicht. Aber es zwingt ihn. Seltsam, die beiden Stimmen zu hören, ein wunderliches Konzert. Maggie gewaltig und groß, wie die schwarze Flut einer brausenden Orgel; und mit den rauhen englischen Flüchen, die rütteln. Und daneben der dünne, erbärmliche, schmächtige Faden der Anderen — mein Gott, sie thut Einem leid!

Nein, er hält es nicht aus. Lieber rennt er wieder an die Bäume. Er tappt behutsam. Am Ende des Weges, ganz unten, ist eine Bank. Da hört er nichts mehr. Da setzt er sich. Da will er warten. Sie würde ihm sonst ganz verleidet. Er fühlt, daß es höchste Zeit ist, nicht mehr an sie zu denken.

Merkwürdig, wie feindlich, fast gehässig er plötzlich ihre bewunderte Stimme empfindet. Es hat eigentlich gar keinen Grund. Er liebt doch sonst die tiefen, vollen, satten Laute. Sie sind sehr schön. Gewiß, aber —

nur — ja, wie ist das eigentlich, was er fühlt? Schönheit kann Einen auch nervöse machen, zu viel Schönheit. Es ist mehr, als er verträgt. Sie macht ihn neuestens nervöse. Wie Manche den Tumult des Meeres nicht leiden, der gewiß schön und herrlich ist. Oder wenn Einer immer das Pedal tritt. So. Er hat eben elende Nerven. Es ist seine Schuld. Sie kann nichts dafür. Er langt für ihre Größe nicht. Sie ist ihm zu stark, zu laut, zu heftig. Das verstört, betäubt und lähmt ihn. Er ist wie eine gehetzte Henne. Er möchte Ruhe, Ruhe, nur um Gottes Willen Ruhe. Aufatmen und sich verschnaufen. Von sanften, kleinen, behaglichen Tönen geschaukelt — wenn sie auch weniger schön sind, aber weich, gut, wienerisch.

Und schließlich — es hat vielleicht noch einen tieferen Grund, einen mehr moralischen Grund. Er kennt keine gescheidtere Frau; ja er kennt überhaupt keine reichere Natur, so gewaltig und so fein, gebieterisch über viele Kräfte und doch für die heimlichste Note empfänglich. Aber was nutzt alle Größe und Fülle, wenn die gemeine Güte fehlt? Tausendmal hat er ihren Geist, ihren Willen, alle Wunder ihrer Natur verwünscht. Es kommt gar nicht so sehr darauf an, daß der Mensch groß und besonders ist. Gut und herzlich soll er sein. Er möchte lieber: Wir wären nicht so gescheidt und wären besser. In den Kleinen, welche milde und, weil sie sich unwerth fühlen, zu Eifer und Mühe bereit sind, da gründet die Sicherheit der Staaten und das Glück.

Der Abend ist sanft und weich. Es wird ihm sehr

friedlich und stille. Alle Wünsche gleiten vom Gemüte. Das ist so thöricht — Ringen und Begehren. Man stellt sich alles immer viel schöner vor. Aber dann ist alles am Ende auch wieder nichts. Er möchte ruhen, recht einsam, keinen Willen dürfte er neben sich fühlen, kein fremdes Leben, sondern rings den stummen Gehorsam treuer Geschöpfe — und träumen. Horchen, was die Blätter rauschen. Mit dem Winde spielen. Die Rosen atmen. Er ist müde.

3.

Nun sind sie endlich fertig. Es knistert im Kiese. Das schmale Ding kommt, von der Treppe her, ratlos zwischen den Beeten. Es ist ein Streif von hellem Dunste hinter ihrem Schatten. Er sieht sie hastig, scheu und zage gleiten; sie möchte eilen und hat Angst; und wie sie springt und wieder hält und zaudert — man könnte meinen: Ein loser Ast im Winde. Sie läuft, taumelt, weicht, in Zacken. Und plötzlich ein jäher, leiser Schrei, als sie, blind vorwärts, die Bank streift und ihn stößt. Er fängt sie. Sie zittert vor Schreck. Und er hört das karge Glöckchen ihrer dünnen, flehentlichen Stimme, wie sie bittet, weil sie wahrhaftig nichts dafür kann — es ist so finster und sie kennt sich

nicht aus. Sie darf den letzten Zug nicht versäumen und da soll eine Thür im Zaune sein, da erspart man über den Bach ein großes Stück, hat das Fräulein gesagt. Wenn sie blos ein Zündhölzel hätte! Aber die Miß war so böse, daß sie sich nicht traute.

Und vom Fenster her, kurz und herrisch, Maggie: „Wir sind schon fertig. Du kannst kommen.“

Er steht auf und nimmt die Kleine. Er wird sie führen.

Sie ist ganz entsetzt. Das wär' wirklich zu viel! Sie findet jetzt schon allein. Sie will sich lösen. Aber er läßt sie nicht. Ihre Angst freut ihn.

„Fürchten Sie sich nicht! Ich thue Ihnen ja nichts!“

„Es is nicht wegen dem — aber wer weiß, ob's der Gnädigen recht wär'!“

„Es wird ihr schon recht sein.“

Und er läßt ihren Arm nicht und führt sie. Es ist ihr offenbar nicht sehr gemütlich. Sie hütet sich, ihn zu streifen. Wenn sie strauchelt, biegt sie geschwind noch nach der anderen Seite; er hat Mühe, sie zu fassen. Er fühlt den leisen Schauer des ängstlichen Leibes und es wird eine seltsame Mischung in ihm: Mitleidige Rührung und wie ein väterlicher Stolz. Es ist angenehm, der Starke zu sein.

Ganz fein und zierlich ist das Figürchen geschnitzt. Wie eine kleine Puppe aus sächsischem Porzellan. Und sie würde geduldig auf der Etagere stehen und nicht mucksen.

Sie gehen stumm und rasch. Endlich ist die Thür gefunden. Da pfeift drüben der Zug. Zu spät! Oh! Der nächste geht erst um fünf. Es bleibt ihr nichts übrig als: sie muß nach Weidlingau. Da hält noch der Courier. Freilich hat er keine dritte Klasse.

Er weiß besseren Rat. Er bringt sie ins Dorf und sie fährt mit seinem Wagen. Er braucht ihn nicht. Er kann morgen früh mit der Bahn. Er fragt sie gar nicht. Er bestimmt es.

Sie gehen jetzt auf der Straße. Da ist es bequem. Immer eben fort und man sieht. Sie wird vertraulicher und erzählt. Er hört neugierig. Das ist ein Stück Leben und Welt, von dem er nichts weiß. Man reist durch Europa und kennt die Heimat nicht. Er fragt sie eifrig aus: Ueber die Löhne und über die Preise und wie sie sich das eigentlich weiter denkt, für später. Ihr kluger und gelassener Sinn, gerade auf die Dinge los, ohne sich mit Wünschen zu verwirren, gefällt ihm: Das ist so und das ist so und wenn man freilich manchmal möchte, daß es anders wäre, es nützt nichts, es ist einmal so. Sie sagt keine Klage. Wenn man fleißig ist, geht es schon. Natürlich, wer nicht arbeiten will — aber die soll halt ein anderesmal als Fürstin auf die Welt kommen. Er versteht ihre Geduld nicht. Was sie erzählt, ist eigentlich schauerlich. Aber sie findet es ganz in der Ordnung. Es reizt ihn, ob sie sich nicht verstellt. Er schmäht den geringen Verdienst und hetzt; ein Sozialist von Beruf könnte es nicht besser. Er muß selber heimlich lachen. Aber es wirkt

nicht. Sie hat immer die gleiche Antwort: Das ist einmal so und ein armes Mädl soll zufrieden sein, wenn sie überhaupt eine Arbeit kriegt; es laufen genug herum.

Sie ist in der Maison Sperner. Im Ganzen sind fünf. Die Anderen für die leichteren Sachen; die Louise und sie für die Schauspielerinnen und was dann sogar in den Zeitungen beschrieben steht. Sie wird nach dem Stück gezahlt.

„Was verdienen Sie an der Toilette?"

„Das ist verschieden, je nachdem —"

„Zum Beispiel an der von der Miß — heute?"

„Oh, da wird sie schon fünfunddreißig, vierzig Gulden rechnen."

„Was kostet denn das Kleid?"

„Dreihundert Gulden vielleicht, denk' ich."

„Die kriegt die Sperner?"

„Ja."

„Und Ihnen giebt sie vierzig?"

„Ja."

„Warum sind Sie so dumm?"

„Was denn, wie denn?"

„Sie faulenzt und steckt das Geld ein; aber Sie schinden sich und haben nichts!"

„Aber das Geschäft gehört doch ihr!"

„Warum fangen Sie nicht selber eines an?"

Sie hat es auch schon probiert. Wie ihre Tante gestorben ist. Da hat sie tausend Gulden geerbt und ist weg. Die Kunden mögen sie gern und eine Menge

sind mit. Aber es war bald wieder aus. Es geht nicht. Da braucht man sehr viel, sehr viel Geld. Nämlich, die meisten bleiben schuldig, gerade die reichen Leute, oft fünf, sechs Jahre. Mahnen darf man nicht, sonst sind sie beleidigt. Aber sie kann die Miethe nicht schuldig bleiben und ihre Arbeiterinnen warten auch nicht. Oft kriegt man's überhaupt nicht bar, sondern Schmuck, Teppiche, Bilder, was den Damen so geschenkt wird. Das muß man alles verstehen und seine guten Quellen wissen, wo man es ohne Verlust verkaufen kann. Sonst geht man schrecklich ein. Sie ist froh, daß es vorbei ist. Nie wieder.

„Bis Sie heiraten!"

Heiraten? Mein Gott! Sie muß lachen. Wer nimmt denn heutzutage ein Mädl ohne Geld? Und man ist doch auch einmal einen gewissen, feineren Ton gewöhnt, wenn man so viel in noble Häuser kommt. Einen Hausknecht mag man nicht.

„Also warum schauen Sie sich dann nicht wenigstens um einen ordentlichen Liebhaber um? . . . Wenn's mit'm Heiraten doch nichts ist!" Er erschrickt selbst, wie heftig und brutal er es sagt. Aber er ist wild. Er findet die Welt sehr ungerecht. Die es nicht verdienen, sind glücklich. Und die Geduldigen und Guten gerade leiden. Er wird es ja nicht ändern. Es ist immer so gewesen. Die großen Pläne von gütigen Phantasten helfen nichts. Aber im Einzelnen und Kleinen müßte man nützen und raten. Da wäre viel Verdienst und Dank zu holen. Aber er möchte zuerst eine Bitte,

eine Klage von ihr hören; er möchte sie empört, entrüstet sehen. Dann käme er recht als Tröster und Erlöser.

Liebhaber? Das stellt man sich auch leichter vor. Es wäre freilich schön. Aber man trifft es nicht alle Tage. Sie hat es versucht. Die gewissen Lebemänner, da muß man in's Theater und dann noch die halbe Nacht beim Ronacher und im Orpheum herum — das verträgt sich mit der Arbeit nicht; sie nehmen einen aus dem Geschäft, man gewöhnt sich das liederliche Leben an und dann sitzt man da. Und von einem Studenten hat man wieder nichts; dem kann man höchstens noch die Wäsch' zahlen. Ja, wenn eine das Glück hat und findet einen soliden Herrn, was Besseres, Kaufmann oder Beamten, der einen wirklich gern hat und so vielleicht mit fünfzig Gulden monatlich — und es läßt sich auch ein vernünftiges Wort mit ihm reden! Das wär' freilich schön!

„Nehmen Sie mich! Ich bin ziemlich solide!" Er wundert sich, wer das eigentlich aus ihm spricht. Es ist ganz unbewußt. Aber es zwingt ihn.

„Jesses, Sie möchten sich schön bedanken!" Es verdrießt ihn, daß sie es garnicht ernst nimmt. Wenn er nun einmal diese Laune hat? Kann er nicht thun, was er will! Es wäre nicht das Dümmste. Er wird doch sehen!

„Warum denn?"

„Da muß eine schon vom Anfang an ganz anders hergerichtet sein, sonst paßt es sich nicht."

„Probieren wir's doch! Das kostet ja nichts."

„Ich glaub', ich möcht' mich garnicht trauen!"

Er nimmt sie plötzlich und zieht sie an sich und küßt sie.

„Nicht! Schauens — nicht! Morgen thut's Ihnen selber leid! Was hat denn das für einen Zweck?"

Sie löst sich langsam von ihm, bange und bestürzt. Er läßt sie und sinnt. Er weiß gar nicht, wie ihm ist. Vielleicht wäre das endlich das Glück. Wie ein Wunder in das Leben eines Wesens treten und seine Sonne sein. Was ist er Maggie? Sie hat Andere gehabt, ebenso reich, ebenso vornehm, vor ihm, und sie wird Andere haben, nach ihm, ebenso reich, ebenso vornehm: Er ist nur einer in der Reihe, eine Episode. Aber hier wäre er das große Ereignis. Hier wäre er wie der Prinz, von dem die jungen Mädchen träumen, und wäre ihr Märchen.

Sie stehen nachdenklich eine Weile. Dann gehen sie stumm. Und er ruft den Wagen.

Nein, er kann sie nicht lassen. Er kann jetzt nicht zu Maggie. Er würde es nicht ertragen. Ob es Liebe ist? Es ist wohl blos eine Laune. Aber warum soll er sich eine Laune versagen? Aus Rücksicht für Maggie? Für Maggie, die keine Rücksicht kennt? Sie würde sich an seiner Stelle nicht einen Moment besinnen. Sie soll nur einmal sehen, wie das ist! Er hat sie verwöhnt. Sie soll nicht meinen, daß er gar so sicher ist. Die Welt dreht sich nicht immer um sie. Und was kann sie thun? Was wird sie thun? Er ist sehr neugierig. Da wird es sich erst zeigen, ob sie ihn liebt.

Ihr ganzer Charakter wird sich erst zeigen. Es ist eine gute Probe. Er hätte es längst versuchen müssen. Vielleicht, wenn sie sieht, daß es auch noch Andere giebt, vielleicht ist ihr das eine ganz nützliche Lehre. Und jedenfalls: das Mädchen amüsiert ihn und sie hat ihn geärgert. Das entscheidet schließlich.

Es ist eingespannt. Warum hat sie ihn warten lassen? Warum bestellt sie die Leute auf fünf und kommt erst um neun? Warum läßt sie den Arbeitern den Schlüssel? Warum hat sie mit dem armen Mäd'l so geschrien? Warum ärgert sie ihn immer? Sie soll einmal die Folgen sehen! Seine Schuld ist es nicht. Endlich sind sie auch nicht verheiratet. Er kann thun, was er will. Wenn ihn ein Abenteuer reizt, das geht sie garnichts an. Wenn's ihr nicht paßt, soll sie's sagen. Und wo will er denn in der Villa schlafen? Sie hat ja keinen Platz für ihn. Und er ist wirklich neugierig, wie sie es nehmen wird.

Er steigt in den Wagen zur Schneiderin und sie fahren.

Jeanette.

1.

Paul ist sehr wild, wieder einmal. Er grüßt gar nicht erst, sondern gleich mit ungestümer Wut über sie her. Er hat es satt.

Aber auf Jeanette wirkt es wenig. Sie bleibt ganz unbekümmert auf der Chaiselongue. Sie regt sich nicht auf. Sie hat keine Angst. Das geht vorüber. Es wird schon wieder gut. Sie kennt das. Man muß ihn nur ein bischen toben lassen. Höchstens, daß es ein paar Stühle kostet. Dafür ist er ja auch der schöne Paul.

Er hat den Namen nicht umsonst. Er ist wirklich schön: Von jener geschmeidigen, launischen, veränderlichen Schönheit der Polen, welche die Frauen und diese Damen besonders reizt. Etwas vom Tenor, etwas vom Croupier, zwischen Hochstapler und Künstler, man weiß nicht recht — verbotene Wünsche weckend. Einer, von dem man gern gequält sein möchte. Frech, von oben herab, herrisch, aber mehr wie ein verzogener Knabe, der doch auch wieder unsäglich süß werden könnte.

Jeanette hat ihn lieb. Man langweilt sich wenigstens

nie. Entweder Jubel oder Wut. Immer im Taumel. Es giebt keine Pausen. Und Alle gucken verliebt nach ihm; wenn er sie von der Probe holt, das ist immer ein schreckliches Geriß um ihn. Einen fescheren hat keine. Schade, daß er nichts verdient, aber schon rein gar nichts. Er wäre sonst der ideale Geliebte. Aber da hat er kein Glück. Er ist der Reihe nach alles Mögliche gewesen. Reisender, Impresario, Agent. Nirgends hält er aus. Er verkracht immer. Was kann sie thun? Irgend einen Haken hat's halt schon mit Jedem.

Sie liegt noch immer ganz still und rührt sich nicht. Er soll nur schimpfen nnd schreien. Es wird ihm schon der Atem vergehen. Dann braucht sie blos ein bischen zu lachen und Alles ist wieder gut. Sie kann warten. Sie hält einen großen Strauß und manchmal greift sie den schweren Rosen mitten in's Gesicht und streichelt sie. Sehr hübsch und zierlich, mit dem gewissen weichen sanften und verwischten Wiener Profil, das immer Kind bleibt und überhaupt, auch in der lässigen Anmut der flüsternden Geberden, von der Rasse Jenny Groß.

Er wütet weiter. Ueber das ganze Geschlecht überhaupt. Er kennt die Bande jetzt; nicht über die Straße darf man einer trauen; nichts als Heuchelei und Lüge! Und besonders über sie . . . aber sie soll etwas erleben! Diesesmal giebt er nicht wieder nach; sie wird umsonst ihre Künste versuchen. Er hat es satt.

Und mit einem jähen Rucke nach der Chaiselongue, stolz vor ihr, in pathetischer Pose:

„Ich weiß Alles!"

„Ah — geh'! Das thut doch sonst nur der liebe Gott!"

Er wendet sich verächtlich und stapft stumm hin und her; dann wieder vor ihr, kurz und herrisch:

„Was war in Ostende?"

„Ich war dort!" — ganz verwundert, als ob das nicht genug wäre.

Jetzt wird er gefährlich:

„Was war in Ostende?"

„Teuer war's — aber schon sehr!"

„Ah, pfui! Schäm' Dich! Du hast überhaupt keinen moralischen Ernst!"

„Das hast Du auch sonst noch gar nicht verlangt von mir! Und ich bitt' Dich, woher denn?"

Pause. Paul wird jetzt der entschlossene Mann, der Gericht hält. Er wütet und tobt nicht mehr. Er ist kalt, ganz kalt. Und kalt, ganz kalt sagt' er es ihr. Er weiß Alles. Ihre Ränke helfen nichts. Wenn er überhaupt noch einmal gekommen ist — es geschieht nur aus Mitleid. Vielleicht besinnt sie sich noch. Aber zwischen ihnen ist es aus. Alles ist aus. Unabänderlich, unwiderruflich.

„Natürlich!" sagte sie. „Jede Woche dreimal: Montag, Mittwoch und Freitag."

Er achtet es nicht. Er fühlt sich jetzt sehr überlegen. Ihre albernen Mätzchen vermögen nichts mehr. Er weiß Alles. Sie hat gelogen. Sie ist nicht sechs Wochen in Ostende gewesen. Sie ist nach vierzehn

Tagen fort, mit einem fremden Manne fort, vier Wochen lang durch Belgien und die Normandie herum, mit einem dicken, alten Herrn — Schnapsbrenner oder so etwas. Er stößt jedes einzelne Wort wie einen Dolch auf sie.

„Meunier u. Compagnie“, sagt sie.

„Meunier u. Compagnie“, wiederholt er. Es ist ein Ton, der sie vernichten muß. Und er wiederholt die vier langen Wochen noch einmal, durch Belgien und in der Normandie herum, mit dem dicken, alten Herrn, der sie jetzt schon dreimal in Wien besucht und der diese neue Wohnung bezahlt hat und der überhaupt Alles bezahlt. Pfui!

„Das ist doch sehr hübsch von ihm! Ich weiß gar nicht, was Du gegen ihn hast!“

Er kommt ganz nahe. Sie soll sich verteidigen. Er will sie nicht ungehört verdammen. Sie mag sagen, was etwa ihr Verbrechen mildern kann. Er wird sehen.

Sie überlegt einen Moment. Die ganze Sache wird schon etwas fad'. Sie hebt sich ein wenig, baut die Polster über einander und schiebt sich hinauf. Dann, um es ein für allemal zu erledigen, klar und unvermeidlich, daß es keine Entgegnung mehr gibt: „Mein Kind — ich bin doch schließlich beim Theater!“

„Du wirst Dich endlich entscheiden müssen, was Du dort eigentlich willst: Eine Künstlerin werden oder — oder so eine!“

„Warum denn nicht Beides? Das verträgt sich ausgezeichnet! Schau' die Anderen an!“

Das ist es, was er an ihr haßt. Warum thut sie jetzt nicht wenigstens beleidigt und entrüstet? Er weiß ja, daß es schwer ist beim Theater — sie hat nicht so Unrecht; und er ist wirklich kein moralischer Pedant. Aber man müßte doch einen Widerwillen der Seele, Ekel und Reue sehen. Sie müßte doch, wenn sie auch natürlich am Ende erliegen wird, sie müßte doch zeigen, daß sie kämpft und sich wehrt.

Sie merkt, daß er schwankt. Die Gelegenheit ist gut. Sie muß nur schlau sein.

„Schau, sei nicht so fad'! Setz' Dich ein bisl her! Natürlich muß es Dich im Anfang giften. Aber Du wirst es gleich begreifen.“

„Du hast mich betrogen.“

„Das kannst Du garnicht einmal sagen, denn wenn ich Dich mit ihm betrüge, so betrüge ich doch auch ihn mit Dir. Und so hebt sich das wieder auf.“

Er hat Mühe, ernst zu bleiben. Ja, das ist unverfälschte Logik der Frau! Es paßt vortrefflich zu seiner Theorie. Nur —! Von einer Anderen fände er es famos. Aber wenn man Eine liebt, da muß es doch gewisse Grenzen geben. Und er ärgert sich, daß er nicht ordentlich entrüstet ist.

Jetzt ist sie oben auf. Jetzt weiß sie auf einmal tausend Gründe. Jetzt predigt sie unaufhaltsam. Und es wird sich gleich herausstellen, daß sie vielmehr noch ganz besonderen Dank verdient. Erstens ist es ein Alter, den sie sicher nicht lieben wird. Zweitens soweit weg, daß er höchstens alle sechs Wochen kommt. Und Drittens

reich und splendid, daß sie daneben keinen Anderen braucht. Alles blos, um sich ganz ungestört ausschließlich Paul zu widmen. Und noch dazu ausgesucht Meunier und Compagnie, weil er Cognac so gern hat. Und schließlich von Betrug ist überhaupt nicht die Rede: denn er hat es doch gewußt! Er hat es doch gewußt, daß sie beim Theater ist. Aber er muß blos immer zanken und sucht immer Streit. In Frieden kann er nicht leben. Sie ist sehr unglücklich.

Nun wird es ihm aber doch zu dumm! Etwas verdrehen ist ja am Ende ganz hübsch. Aber daß er sie jetzt vielleicht noch um Verzeihung bitten soll, da hört denn doch die Gemütlichkeit auf.

Er wird grob. Sie antwortet heftig. Es wird ihm gleich ein Polster an den Kopf fliegen. Er sieht es schon. Aber er will doch wissen, ob er mit dem Fratzen nicht fertig wird. Heute giebt er nicht nach, absolut nicht.

Er sagt ihr alles, wie es sich langsam gesammelt und gehäuft hat. Es thut ihm wohl, den lange verhaltenen Groll zu entladen. Sie soll wenigstens erfahren, daß er es längst weiß . . . wenn er auch nichts sagt, wenn er auch gelassen schweigt, weil er eine vornehme und stille Natur ist. Sie darf deswegen nur nicht meinen — die Geschichte mit Fred damals . . . und neulich, wie er sie unvermutet beim Eisvogel traf, der plötzliche Bruder, von dem sonst niemals die Rede war — er müßte ja blind sein! Aber jetzt ist es gerade genug.

Jetzt ist der Becher voll. Jetzt giebt es keine Versöhnung mehr. Und er hat in der strengen, männlich entschiedenen Rede eine feierliche, herbe Würde, die er selber sehr bewundern muß; mancher könnte sich ein Beispiel nehmen. Nur das Werkl geniert ihn, das im Hofe bläst: „Hab' ich nur Deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht!“ Er mag diese Schmachtfetzen nicht. Und es paßt garnicht zur Situation.

Sie ärgert sich auch über das Werkl. Sonst nicht — im Gegenteil! Sie singt gern mit und dann kriegt er jedesmal vier Kreuzer. Aber jetzt — jetzt muß sie doch — sie kann sich das von Paul unmöglich gefallen lassen. Das wäre das Neueste. Warte nur! Ganz klein wird sie ihn kriegen. Es ist gar keine solche Kunst. Sie darf nur den rechten Moment nicht versäumen. Auf einmal wird er eine Dummheit sagen und da hält sie ihn und läßt ihn nicht mehr und braucht es nur geschwind noch etwas zu verdrehen und er ist fürchterlich blamiert. Dann kuscht er und es giebt eine wunderbare Woche. Nur geduldig und schlau muß sie sein, den rechten Moment zu erwischen. So lauert sie und summt blos ganz leise: „Hab' ich nur Deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht!“ Das dumme Werkl hätte schon noch eine Viertelstunde warten können.

Aber das dumme Werkl läßt sich nicht stören. Es leiert unverdrossen fort. Es hat die Treue nicht gebraucht und auf der grünen Wiese hat es sie geküßt und es ist die Burgmusik sein allerhöchstes Glück. Jetzt schweigt es, sammelt sich und holt aus. Und leise, ganz

leise, stimmt es dann den „Jonathan“ an, den armen Jonathan.

Er hat ihr gerade zum vierten Male erklärt, daß es unwiderruflich ist. Sie soll sich erst keine Mühe geben. Es nützt nichts. Er wird keine Szene machen. Er wird nicht toben. Ganz ruhig und gelassen will er scheiden. Ohne Klage, ohne Zorn, ohne Lärm. Die zwei Flaschen Chypre, die er ihr gestern geschenkt hat, mag sie behalten. Ebenso die Pantoffel . . . Damit sein Nachfolger auch eine Freud' hat.

Sie dankt. Er ist zu liebenswürdig. Aber sie hat wirklich keine Verwendung. Er soll nur getrost seine Pantoffel nehmen. Ihre Herren können verzichten. Es sind immer noble Naturen gewesen, Gentlemen. Ein einziges Mal hat sie eine Ausnahme gemacht, einmal und nicht wieder. Sie wird sich hüten.

Das glaubt er ihr auf's Wort. Sie ist ein kluges Mädchen. Sie macht nicht so leicht einen dummen Streich. Sie geht auf das Reelle. Es ist immer eigentlich vielmehr das Portemonnaie, das sie liebt.

Auf solche Sachen antwortet sie überhaupt nicht, aber sie wird ihn beschämen. Stolz schreitet sie zum Fenster, öffnet, wirft ein Sechserl hinab. Sie möchte gerne in einer erhabenen Pose verweilen; aber in den widerspänstigen Füßchen zuckt leise, ganz leise der Jonathan. Gerade den Jonathan hat sie gar so gern.

Es ist eine gemeine Koketterie von ihr. Sie weiß, daß er ihre „Fußerln“ nicht verträgt. Da läßt er Alles mit sich geschehen. Aber wozu denn? Es hat doch

keinen Sinn! Ja, wenn sie wollte! Er hat es sich überhaupt ganz anders gedacht! Wenn er sich erinnert: die seeligen Hoffnungen, die köstlichen Ahnungen . . . damals als es begann, draußen beim Stalehner. Er wird ganz gerührt. Aber seine Schuld ist es wahrhaftig nicht. Er ist nicht zänkisch und unverträglich. Er versteht die Frauen. Jede Laune kann er verzeihen; in jede Stimmung kann er sich finden. Nur — sie müßte nur — warum ist es denn anfangs gegangen? Wenn sie wieder so würde! Schau, war es denn damals nicht viel gemütlicher, im Anfang?

Sie möchte jetzt vom Fenster zurück. Aber Gehen kann man es nicht nennen, sondern der Walzer trägt sie. Es hilft nichts, daß sie sich wehren will; gerade den Jonathan hat sie gar so gern.

Niemals gefällt sie ihm besser, als wenn sie so, ohne noch eigentlich zu tanzen, erst wie von einem Traume des Walzers gewiegt wird. So hat er sie das erste Mal gesehen, damals beim Stalehner. So hat er sich in sie verliebt. Es tanzt sich mit Keiner leichter und weicher, als ob man die Seele der Töne umarmte. Sie passen ja überhaupt so wunderbar . . . wie extra zusammen geschaffen. Es ist doch eigentlich zu dumm. Er nimmt ihre Hand. Er will ihr nur noch einmal sagen, daß es doch sehr schön gewesen ist. Er wird es nie vergessen. Ganz leise, ganz langsam, ohne daß sie von der Stelle weichen, schaukelt sie der Jonathan. Und plötzlich, unter dem Zwange des Tanzes, im tollen Wirbel dahin.

Sie sind erschöpft und ohne Atem. Er besinnt sich. Er beruhigt sein Gewissen.

„Wir werden nächstens ausführlicher davon sprechen. Heute —“

„Aber natürlich!“

„Ich nehme deswegen selbstverständlich kein Wort zurück — nur —“

„Aber natürlich — heut’ wär’s auch gar ein Unsinn. Ich hab’ eine Loge zum Ronacher — wo krieg’ ich denn jetzt in der Eil’ einen Anderen?“

Das ist wohl wahr. Das kann sie wirklich von ihm verlangen. Und einen Tag früher oder später ist doch am End’ ganz Wurst.

Und er wirft auch ein Sechserl in den Hof, für das Werkl.

2.

Aber sie haben sich natürlich den andern Tag wieder gezankt und den nächsten Tag wieder und immer so fort. Einmal ist es Eifersucht und dann bildet er sich was ein und dann bildet sie sich was ein und sie verträgt keine Launen und er verträgt keine Launen. Und er weiß nicht, warum gerade er immer nachgeben soll. Und sie weiß nicht, warum gerade sie immer

nachgeben soll. Und endlich sind sie unversöhnlich auseinander.

Sie wird ihn nicht rufen: Er müßte rein meinen, sie findet sonst keinen. Er wird nicht kommen: Es gibt ja Andere genug, ein Dutzend an jedem Finger. Sie werden sich schon beweisen, daß sie sich nicht brauchen!

Zuerst ist er sehr vergnügt. Man fühlt sich doch ganz anders, frei und sein eigener Herr. Er kann ungehindert machen, was ihn freut, jeder Laune folgen, mit jedem Mädel anbinden, wie es ihm gefällt.

Aber er langweilt sich bald. Er muß jetzt immer erst überlegen, was heute Abend geschieht, wohin er geht, was er eigentlich will. Er hat kein rechtes Programm. Sonst besorgte sie das und er konnte schimpfen. Und natürlich wieder das alte Pech: Als wären alle hübschen Weiber plötzlich in die Erde verschwunden. Es ist immer so: Wenn man Eine hat, findet man täglich ein Dutzend; aber wie man eine braucht, sind auf einmal alle weg. Er ist jetzt freilich auch ein bischen sehr verwöhnt: Ihre Schönheit gibt's nicht so bald wieder. Und schön allein thut's noch nicht: Man konnte sich mit ihr so herrlich amüsieren! Vielleicht nur seine Einbildung — er muß sich eben erst wieder verlieben; dann gibt sich Alles; aber das läßt sich halt nicht kommandieren.

So streicht er herum. Er sucht überall. Und immer umsonst.

Er sitzt im Café und sinnt. Was thun? Er hat das Fremdenblatt vor. Theater? Nein, das kann er nicht riskieren. Er mag ihr nicht begegnen; er will

seinen Nachfolger wenigstens nicht sehen; sie hat sich sicherlich ein ganz infames Ungetüm genommen, wie sie schon boshaft ist. Volkssänger? Noch einmal den Simon Dalles? Er weiß es schon auswendig . . . In dem Wien ist doch auch wirklich gar nichts los! Er sieht die Annoncen im Tageblatt. Auch nichts, das einen reizen möchte. Heiraten, ja — das wär' ihnen recht; oder aber es muß ein „Reicher, älterer Herr" sein. Kein Gemüt, nichts Ideales. Es ist ein ganz prosaisches Geschlecht. Das Leben kommt ihm unsäglich nichtig und albern vor. Er versteht die Philosophen.

Der Kerl nebenan hat ihm gerade noch gefehlt. Ein Unglück kommt niemals allein. Und was er blos so schnauft? Er sieht aus wie ein Seehund, mit dem triefenden, weißen Schnauzbart, der aus dem vollen, roten Munde hängt, und den subalternen wassergrauen Augen. Der hat nie Wasser in seinen Wein gethan — das kann man auf den ersten Blick ruhig garantieren. Aber warum zum Teufel knöpft er den langen, weißen Paletot nicht auf? Das heißt weiß — na, ursprünglich wird es wohl weiß gemeint sein. Er muß ja schauerlich schwitzen. Freilich — ein bischen weniger oder ein bischen mehr! Es ist ein zum Schwitzen geborenes Gesicht; den Nordpol könnte man damit heizen.

Irgend ein Weinbeißer aus Grinzing offenbar, obwohl eigentlich gar nicht Sonntag ist. Wenn er nur nicht so schnaufen möchte! Vielleicht hat er einen Polypen in der Nase. Aber deswegen könnt' er doch den weißen Paletot ausziehen. Und dabei möchte er

noch groß thun und schleppt die französischen Blätter zusammen. Gehst denn nicht? Er imponiert sich riesig. Mit'n Hackel, sagt der Schließmann. Einfangen und ausstopfen!

Er könnte auch auf's Land. Aber was denn, wozu denn? Weil die Rosen blühen? Das ist auch blos so ein Schwindel: Jedes Jahr genau derselbe Pflanz. Darauf fällt er nicht mehr herein — die Natur soll sich einmal zusammen nehmen und schauen, ob sie was Neues kann. Dann reden wir weiter.

Den Seehund hat er verleumdet. Es ist wirklich ein Franzose. Ein echter, der sich nicht vorstellen kann, daß Einer seine Sprache nicht versteht. Er wird sehr wild auf den Kellner. Der Kellner wird auch wild. Sie werden sich gleich hauen. Der rote Mond schwillt schon bedenklich an. Da kommt Paul als rettender Engel. In zwei Worten ist es erledigt. Der Seehund scheint eigentlich ganz gemütlich. Laut, lustig und rasch, der richtige Provençale. Und er schwärmt für Wien! Die herrlichen Straßen, die üppigen Bauten und diese ganze heitere und geistreiche Luft . . . und gar erst die Frauen! Wenn er sich nur besser verständigen könnte! Da weiß Paul ein sehr einfaches Mittel: Er wird ihn begleiten. Famos! Nach einer Stunde sind sie die besten Freunde.

Sie fahren erst durch die Stadt und dann im Wurstlprater zwischen den Buden: Schießen, Schaukeln, Ringlspiel. Der Franzose begeistert sich sehr. Nur poetische Nationen haben solche Sachen. Wie ja auch

schon bei den alten Griechen die bekannten olympischen Spiele. Das denkt er sich ganz ähnlich.

Und vom Constantinhügel, wo sie essen, wieder herauf zum Guschlbauer. Da ist er in seinem Element. Die Sänger, das lachende Volk, der vertrauliche Ton der Kellner — er weiß garnicht, was er zuerst bewundern soll. Alles ist köstlich und wunderbar. Wien geht entschieden noch über Paris. Paul widerspricht: Wien ist die schönste Stadt, aber Paris ist die allerschönste. Der Seehund läßt es nicht gelten: Paris mag Paris sein, aber Wien ist Wien. So eifern sie und jeder will noch heroischer sein. Und sie trinken und lachen und jauchzen und die ganze Welt möchten sie umarmen und gewaltige Pläne erwachen: Paris und Wien verbunden und verbrüdert, den anderen voran, in einem Kreuzzuge der Freiheit und des Glückes — und alles Elend wäre gebannt und die Erde wäre erlöst! Dafür wollen sie fürder wirken. Keinem anderen Gedanken mehr, keinem Wunsche darf von dieser heiligen Stunde ihre Kraft, ihr Mut, ihre Leidenschaft gehören. Sie sollen sich nicht umsonst gefunden haben. Eine ewige Spur wollen sie lassen. Die Völker werden ihnen gehorchen. Die Geschichte beginnt ein neues Kapitel. Bei den nächsten Wahlen wird der Franzose kandidieren; auch hat er einen Freund im Courier de Lyon; morgen gleich schreibt er ihm, daß die Sache einmal eingeleitet ist. Paul hat es immer gewußt, daß ihn noch große Aufgaben erwarten; er ist jetzt sehr froh, sein Talent nicht unbesonnen vor der Zeit vergeudet, sondern für das

Heil der Menschheit gespart zu haben. Sie werden's schon machen.

Nun singt der Guschlbauer das Lied vom „Alten Steffel", so rührend, fromm, in Thränen selig. Der Franzose versteht kein Wort, aber es greift ihn unwiderstehlich. Er stöhnt und schluchzt und heult. Sie schwören sich ewige Freundschaft. Ewig wollen sie Brüder bleiben, das ganze Leben; nichts kann sie trennen.

„Freundschaft, Freundschaft," sagt der Franzose. „Wahre Freundschaft ernster, ehrenwerter Männer, solche wie die unsere — das ist ja das Einzige, das Einzige auf der Welt! Das hat Wert und Würde. Sonst ist alles Schwindel. O, die Weiber, die verdammten Weiber! Ja, mein Freund, Du kennst Jeanette nicht!"

„Jeanette giebt's viele. Aber Luder sind sie alle."

Der Franzose drückt ihm gerührt die Hand. So einen Freund hat er sich immer gewünscht. Ja, er versteht ihn. Er wird ihn nicht verraten. Er wird ihm helfen, in seinen Sorgen und Qualen um Jeanette — deswegen ist er nämlich eigentlich in Wien. Er wird ihm jetzt alles sagen.

Sie fahren zum „Leidinger". Der Franzose bestellt gleich die ganze Karte, von oben bis unten, als ob sie drei Wochen gehungert hätten, und Absynth, Bordeaux, Champagner, Cognac, Chartreuse. Denn es ist ein feierlicher Moment. Er wird ihm jetzt Alles sagen!

Und er erzählt von seiner Jeanette und nach zwei Sätzen weiß Paul, daß es seine Jeanette ist. „Du bist also der Meunier und Compagnie," sagt er. Der Franzose ist paff.

Jetzt kommt alles heraus. Einer beichtet dem anderen. Sie erkennen Jeanette in ihrer ganzen Verworfenheit. Wollüstig sammeln sie alle Beweise. Jeder möchte noch mehr betrogen sein, als der andere. Und die Freude, daß es jetzt vorbei ist! Sie sind jetzt definitiv geheilt. Es soll ihnen nicht wieder passieren. Sie haben genug. Nichts als Kummer und Verdruß, und ausgelacht wird man noch obendrein. Und was hat man denn davon? Zank und Aerger. Ist es so denn nicht viel gemütlicher, ohne Weiber, so ein Abend wie heut? Mit einem Weibe hätten sie sich schon wieder zwanzigmal geprügelt.

Es ist ja immer die gleiche Geschichte, von der blinden Schwärmerei des Knaben bis zur kundigen Leidenschaft des Mannes . . . ob mit einer Köchin oder Fürstin . . . immer, immer die gleiche Geschichte: Zorn, Betrug und Jammer — man atmet erst wieder auf, wenn man's endlich hinter sich hat. Das ist in der Liebe der einzige Moment von Glück. Sie erzählen sich hundert Beispiele. Immer die gleiche Geschichte. Daß man betrogen wird, wär' noch das Wenigste — wenn man nur wenigstens einmal ein angenehmes Gefühl dabei hätte! Aber giebt's denn eine Stunde, wo man sie nicht am liebsten erwürgen möchte? So eine behagliche, vergnügte Stunde, wie sie zum Beispiel jetzt zu-

sammen sind? Wenn man sich so einen Abend mit einem Weibe vorstellt — die Launen, Mucken und Fadessen, alle Viertelstunden etwas anderes! Niemals wieder! Ohne Weiber, ohne Weiber — das ist die Losung des Glückes.

Und sie umarmen und küssen sich immer wieder und wieder. Ohne Weiber, ohne Weiber! Herr Gott, wird das ein Leben werden! Nieder mit der Liebe — es lebe die Freundschaft! Paul muß schwören, daß er morgen seine Stelle kündigt und die Vertretung von Meunier u. Compagnie für Oesterreich, Ungarn, Serbien, Rumänien, Bulgarien, die Türkei, Rußland, Griechenland und die Nebenländer nimmt. Sie wollen sich nie wieder trennen, niemals im Leben.

Sie verfassen ein genaues, umständliches Protokoll von allen Untreuen der Jeanette. Das macht ihnen ein enormes Vergnügen. Paul bestätigt, wie Meunier betrogen wurde. Meunier bestätigt, wie Paul betrogen wurde. Und sie haben eine unbändige Freude. Ja, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die Weiber glauben, daß sie gar so schlau sind; aber manchmal verrechnen sie sich doch.

Dann kommt ihnen eine glänzende Idee: Sie wollen morgen zusammen zu ihr. Arm in Arm vor die Elende hin und sie moralisch zerschmettern. Die wird spitzen! Grausamer ist noch Keine entlarvt und gerichtet worden. Davon erholt sie sich nicht wieder. Aber es geschieht ihr schon Recht. Sie hat es nicht besser verdient. Sie malen sich die Szene breit und deutlich aus und schwelgen in

allen Momenten. Das ganze Geschlecht wollen sie rächen, was je am Manne verbrochen wurde. Es ist endlich an der Zeit, ein Ende zu machen. Es wird ein Hauptspaß sein. Zuerst trägt Paul seine Klage vor. Dann trägt Meunier seine Klage vor. Und zum Schluß das gewaltige, unerbittliche Gericht.

Die muckst im Leben nicht wieder!

Einmal müssen sie endlich doch heim. Es ist schon gleich drei. Vor dem Hotel umarmen sie sich noch einmal, zärtlich und gerührt.

„Es war zu schön“, sagt Paul.

„Himmlisch“, sagt Meunier.

„Ich werde es nie vergessen.“

„Schade, daß es schon —“

„Wir könnten ja noch in ein Café —“

„Ja — aber natürlich! Oder auch, weil ich doch ein Fremder bin — ein Fremder möcht' endlich Alles —!“

„Aha, Schlankl!“

„Na ich mein' blos . . . Einen guten Tropfen könnten wir wirklich noch vertragen und . . . und dann plaudern wir halt mit den Mädl'n ein bischen . . . weil Du schon heut mein Dolmetsch bist! Die ganze Sache gewinnt dadurch erst einen gewissen Schluß.“

Und sie steigen wieder in den Fiaker.

3.

Paul möchte lieber weiter schlafen. Er hat einen Kater. Und es ist überhaupt eine blöde Idee. Wozu denn das arme Mädl erst noch unnütz quälen? Und daß sie den Seehund betrogen hat — er ist ja ein ganz lieber Kerl, aber endlich . . . so was darf doch wirklich keine Treue mehr verlangen! Geschieht ihm ganz Recht, warum ist er so dumm? Sie machen sich blos lächerlich. Jeanette wird sich durch so was imponieren lassen! Wie sie schon ist! Aber endlich hat er es dem Franzosen einmal versprochen! Der Kerl soll nicht glauben — und die Vertretung von Meunier und Compagnie ist auch nicht zu verachten. So was wünscht er sich schon lange. Da kann Einer eine Masse Geld verdienen. Und vielleicht, daß er dann auch mit Jeanette . . . es wäre ja niemals so weit gekommen, nur — das verfluchte Geld! Und endlich hat er es dem Franzosen einmal versprochen. Jedenfalls kündigt er zunächst seine Stelle. Dann ist der Seehund wenigstens gebunden.

Meunier hat auch einen Kater. Wenn er nur wenigstens den Namen des Menschen wüßte! Er könnte sich dann doch erkundigen, was der Herr eigentlich ist. Er hat ihm ja recht gut gefallen. Sein Französisch ist immerhin ganz passabel. Aber in einer fremden Stadt muß man doch ein bischen vorsichtig sein. Vielleicht hat

er auch eine ganz andere Jeanette gemeint. Es wird in Wien eine Menge geben. Es ist ganz undenkbar, daß — oder wenigstens sehr, sehr unwahrscheinlich! Er glaubt ja selbst, daß sie ihn betrügt. Er hat schon lange Verdacht. Deswegen gerade ist er ja hier. Aber dazu kennt er das Mädchen doch zu gut, als daß sie mit so einem jungen Laffen, der nichts ist und nichts hat — fällt ihr ja gar nicht ein! Das hat sie doch wirklich nicht nötig. Möglich ist schließlich Alles, aber es kommt ihm sehr, sehr unwahrscheinlich vor. Und diese ganze Szene, daß sie da zusammen hingehen und das arme Mädchen noch unnötig malträtieren sollen — es ist unwürdig! Das gefällt ihm von dem jungen Menschen nicht, daß er solche Einfälle hat. Ein Franzose würde es mit Entrüstung von sich weisen. Freilich hier — man sieht! Es ist eben doch schon mehr Asien. Aber endlich hat er es ihm einmal versprochen. Man soll nicht sagen, daß ein Franzose sein Wort nicht hält. Er wird es sich nur für künftige Fälle merken. Man muß mit neuen Bekanntschaften ein bischen vorsichtiger sein.

Paul holt ihn. Sie sind nicht sehr gesprächig. Jeder möchte, daß es lieber schon vorüber wäre und wünscht den Anderen zum Teufel. Es nützt aber nichts. Man kann doch nicht so — also in Gottes Namen! Jeanette ist ein kluges Mädchen. Sie wird schon merken, wem es ernst ist und wer nur so thut. Und sie soll nur einmal sehen, was der Andere für ein Kerl ist. Vielleicht beherzigt sie es für die Zukunft. Das tröstet Beide.

Jeanette lacht laut auf, wie die Zwei anrücken. Es sieht unglaublich komisch aus. Aber sie sind sehr feierlich. Sie macht also auch die große Dame. Es wird sich ja zeigen.

Paul hat gedacht: Er wird kein Wort sagen und Alles dem Anderen lassen; soll der sich die Finger verbrennen — er ist der ältere und auch sozusagen mehr der Gatte! Aber wie er das junge frische Mädl jetzt neben dem verdunsenen Schlemmer sieht, da kriegt er eine solche Wuth, daß alle Besinnung verlischt. Und er wirft ihr höhnisch ihre ganze Gemeinheit ins Gesicht, schimpflicher und wilder als es selbst verabredet war. Man muß das ja erst sehen, man muß die beiden Menschen neben einander sehen, um das schändliche Verbrechen an ihrer Jugend, diesen Verrath an ihrem Fleische zu fühlen. Sonst hat er sie nur gehaßt. Aber jetzt soll sie wissen, wie unsäglich er sie verachtet. Sie hat jede Schonung verwirkt. Ihre Sünde ist ohne Beispiel. Das reine Vertrauen seiner gläubigen Leidenschaft hat sie geschändet, die Neigung eines rechtschaffenen und angesehenen Mannes entehrt und ausgesucht zwei in herzlicher Liebe verbundene Freunde mußten es sein — das kitzelte ihre raffinierte Tücke!

Meunier hört mit Andacht und Bewunderung. Er hat großen Respekt vor Paul. Erstens nimmt er sich sehr gut aus . . . in seinem verächtlichen, höhnischen Zorne, aus dem die Worte wie Peitschenhiebe zischen. Und dann muß er sich auch sagen, daß er doch wirklich ein ungemein anständiger Mensch ist. Wenn er ver-

gleicht, mit welchen Absichten er selber — pfui, er schämt sich! Aber es war nur ein schwacher Moment. Es ist schon wieder überwunden. Er wird es beweisen. Er kann auch Held sein.

Dieser Wiener soll nicht meinen — es gilt die Ehre seines Volkes! Und gleich, wie endlich Paul erschöpft verstummt, beginnt er — gelassener und würdiger, aber deshalb nicht minder entrüstet und streng.

Jeanette denkt: In der Liebe sind nun einmal die Männer alle verrückt; da hilft schon nichts. Sie hat das beste Gewissen. Gerade weil sie jetzt die zwei neben einander sieht: So braucht sie es gerade — Beide muß sie haben. Einer gehört für's Gemüt und wenn sie Paul verliert, wird der arme Meunier täglich mit einem Anderen betrogen. Und andererseits hat man doch auch seine weibliche Würde: Zur kleinen Geliebten, wie die nächste Näherin, ist sie sich doch zu gut; sie will was gelten in der Welt. So geht es ohne irgend einen Paul nicht und ohne irgend einen Meunier geht's auch nicht. Sie wird die Sache schon wieder arrangieren. Ganz heimlich, während Meunier deklamiert, blinzelt sie spöttisch zu Paul. Und ganz heimlich, wenn Paul loslegt, winkt sie Meunier demütig und scheu.

Sie sind jetzt etwas ruhiger geworden. Eigentlich redet Jeder blos noch, weil der Andere auch noch redet. Sie wollen sich nicht im Stiche lassen. Aber es wird immer bedenklicher. Sie fürchten das letzte Wort. Das soll lieber der Andere sagen. Es ist immer eine heikle Geschichte und es thut ihnen doch leid um das Mädl.

Sie ist noch so schrecklich jung und unerfahren — und ohne Rat, ohne Hilfe, ohne Halt! Dumm, ja, — heillos dumm, aber schlecht kann man sie eigentlich nicht nennen. Sie deswegen gleich auf die Straße werfen, weil sie einmal —? Was wird denn dann aus dem armen Geschöpf? Da ist es am Ende kein Wunder, wenn sie verdirbt. Man könnte sie nicht einmal schuldig sprechen. Und dann: Betrügen, betrügen — gewiß ist das abscheulich und gemein! Aber man muß nur auch gerecht sein. Paul muß sich doch sagen: Warum hat er sie allein nach Ostende gelassen? Meunier muß sich doch sagen: Warum läßt er sie oft sechs Wochen allein? Zur Nonne hat sie nun einmal kein Talent. Mein Gott, sie ist jung, sie will Gesellschaft und Vergnügen, sie will das Leben genießen — die Männer deuten das gleich falsch, bilden sich eine Menge ein und beuten es aus. Auch ist noch gar nicht einmal bewiesen, ob der Andere nicht renommiert. Das heißt, natürlich: Es wird schon etwas Wahres daran sein, nur — nehmen läßt sich bald Eine, das ist gar keine solche Kunst; ob sie sich Einem giebt, das entscheidet. Und endlich handelt es sich jetzt gar nicht mehr um das, was war, sondern es handelt sich jetzt um die Zukunft. Und da hat Paul jedenfalls den Trost, daß dieser Meunier jetzt wenigstens erledigt ist; und Meunier hat den Trost, daß dieser Paul jetzt wenigstens erledigt ist. Sie wären doch Narren, es nicht zu benützen. So giebt ihr jeder heimlich ein Zeichen, daß er geschwind nur den Anderen expedieren will — dann kommt er gleich allein zurück.

Sie scheiden sehr feierlich; draußen sagt der Franzose: „Da hat man wieder einmal die Ueberlegenheit der Männer gesehen. Ja, wenn wir nur immer einträchtig zusammenhalten wollten! Dann wären die Weiber mit allen Künsten verloren!“

A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48.

Von

Hermann Bahr

sind erschienen:

Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Zürich 1886. Schabelitz.

Die neuen Menschen. Zürich 1887.

La marquesa. Zürich 1888.

Die große Sünde. Zürich 1889.

Zur Kritik der Moderne. Zürich 1890.

Die gute Schule. Berlin 1890. S. Fischer.

Fin de Siècle. Berlin 1891. Zoberbier. (Für Deutschland verboten.) 2. Aufl.

Die Mutter. Berlin 1891. Sallis. 4. Aufl.

Die Ueberwindung des Naturalismus. Dresden 1891. Pierson.

Russische Reise. Dresden 1891. Pierson.

Die häusliche Frau. Berlin 1892. S. Fischer.

Unter der Presse:

Neben der Liebe. Berlin 1893. S. Fischer.

Documente. (Als dritte Reihe von „Zur Kritik der Moderne".)

Bahr, Hermann,

Dora

Berlin 1893

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11584761-0